

Die deutsche Volkskirche in Lieberbrügen

—	Zeitwende, München	1. 7. 57
10. 6. 52	Sonntagsblatt, Hamburg	
5. 4. 53	Christ und Welt, Stuttgart	6. 10. 55
14. 10. 55	Nordwest-Deutsches Rundfunk, Hamburg	200tausend Honorar
4. 6. 52	New Yorker Staatszeitung, New York	
13. 4. 57	Süddeutsche Rundfunk, Baden-Baden	
—	Condon, Santiago / Chile	14. 12. 55
21. 8. 56.	Ostdeutsche Monatshefte	24. 12. 56
25. 6. 56	Bayernsches Rundfunk, München	
20. 2. 57	Hessisches Rundfunk, Frankfurt	
21. 6. 57	Südrundfunk, Baden-Baden	8. 57
7. 7. 57	Hessen - Illustrierte, Gießen	17. 8. 57

Heinrich Zillich

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen



Kronstadt, die „Schwarze Kirche“

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt äußerte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und lutherischem Glauben so eng, daß „sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört“.

Diese etwas überspitzte Bemerkung legt den Kern eines einzigartigen Gemeinschaftsgefühls bloß. Nirgendwo im deutschen Volk beseelte sich das Leben jedes einzelnen, ja selbst der Kinder, so unmittelbar, natürlich und unverkrampft aus dem wachen Bewußtsein für die eigene Geschichte, die gemeinsamen Aufgaben, Rechte und Pflichten wie bei diesem kleinen Neustamm; hier war das Volkswesen so einheitlich, selbstsicher, diszipliniert und zugleich freiheitsdurstig, daß es auch die Kirche durchdrang und sich, umgekehrt, von ihr völlig durchdringen ließ, denn sie wurde nicht als Behörde empfunden, sondern schlechthin als Sache des Volkes, dem sie um Gotteswillen diene.

Sachsen nennt man irrtümlich die wohl zumeist aus Moselfranken Eingewanderten, die sich 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und halfen mit, sie der abendländischen Welt einzuschmelzen. Als vorderstes „Bollwerk der Christenheit“, wie ein Papst die Sachsen lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen

i k g s

135

*Os Deutsche Monatshefte, Stollhamm, Oltenburg
Dezember 1956*

den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit ihren Gewerbeerzeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder.

Diese großartigen Leistungen eines Stammes, der nie mehr als eine Viertel-million Menschen zählte, wuchsen im Schutz ihres Freitums, der ersten demokratisch geordneten Republik Europas, die sich bis 1867 erhielt, Hörigkeit nicht kannte, feudale Vorrechte nicht duldete, doch jedem Bauer und Bürger gleiche Rechte gewährte, so daß, wie alte Chroniken schon melden, adliges Betragen allen zur Tugend wurde. Im Innern regierte sich das Freitum des „Königsbodens“ unabhängig, gleichviel, ob der ungarische König, zeitweilig der Sultan und daraufhin der Kaiser als Oberherr auftrat. Die Amtleute, einschließlich des „Sachsengrafen“, wurden gewählt. Durch zahllose Festungen und durch eine überragende wirtschaftliche und kulturelle Stellung gesichert, fiel die „Universitas Saxonum“ zuweilen sogar im Spiel der Großmächte ins Gewicht.

Eine solche Gemeinschaft formt ihre Glieder. Die Siebenbürger Sachsen sind rechtsbewußt, zäh, fleißig, in öffentlichen Dingen hellhörig, unbedingt volkstreu. Niemand zögerte, dem gemeinen Nutzen den eigenen Vorteil unterzuordnen. Anders hätte sich dieses Häuflein nicht erhalten können. Ungewöhnlichem politischem Instinkt paarte sich das Sendungsgefühl, als Vorposten des Abendlandes unbeirrbar stehen zu müssen. Bar jeder knechtischen Beflissenheit vor Fremden, wie sie bei Deutschen sonst in Zeiten der Unfreiheit häufig sichtbar wird, hatte ihre Deutschheit europäische Blickweite und darum Verständnis für andere Völker. Rumänen und Madjaren lebten auf dem „Königsboden“ freier als sonstwo unter eigenen Herren.

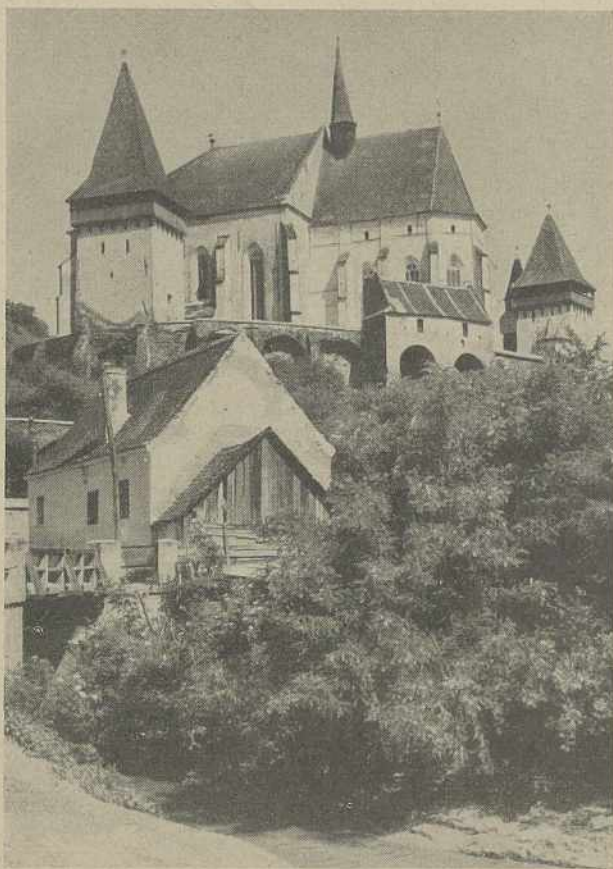
Als die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund verbriefter Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst; dies änderte sich bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie ein sächsisches Generaldechanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre weltliche Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk mittels seiner Körperschaften den Bischof bestellte. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein vom ungarischen Adel, von den Sachsen und dem madjarischen Szeklerstamm gleicherweise getragene Ständestaat, den drei Völker verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse bewohnten, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz. Die lutherisch-deutsche Kirche hatte also gewissermaßen das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet der Seelsorge, ganz natürlich zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Ihrer Wahlen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte einen möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, verlieh ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, einen herrenhaften

Rang, der freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der madjarische Chauvinismus das politische Freitum der Universitas Saxonum nach 700jährigem Bestehen auflöste, die staatliche Ständeschaft erlosch, übertrugen sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt der Siebenbürger Sachsen, die Kirche als wichtigste Volksordnung. Schon vorher waren weltliche und geistliche Gemeinschaft nie scharf getrennt worden.

Inmitten eines Meeres anderer Völker und Religionen hatten die Sachsen gelernt, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten, sich die dafür nötigen Körperschaften zu schaffen und sie ineinander zu verklammern. Nun wurde die Kirche als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. Daß dabei ihr verkündetes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist unleugbar und manchmal beobachtet worden, doch jene gewohnte enge Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfand, sich ihrer anzunehmen, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Die wirkliche lebendige Gemeinde und die wirklich lebende Kirche überdeckten sich. Hier kam es mehr auf betätigte Nächstenliebe, also auf Christlichkeit an, als auf Lehre und Dogmen.

Schriftgelehrten mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil da die Theologie nicht als das wichtigste angesehen wurde. Vielleicht haben aber solche Kritiker eine falsche Auffassung vom Sinn der Kirche. In allen sogenannt christlichen Ländern breiteten sich seit zwei Jahrhunderten



Kirchenburg Birtäl bei Mediasch,
der historische Sitz der Sachsenbischöfe

materialistische Anschauungen aus, die gewachsene Ordnung zerbröckelte, die Vermassung der Menschen nahm zu. Bei den Deutschen Siebenbürgens dauerte die gesunde Gliederung der Gemeinschaft über den Untergang Österreich-Ungarns und auch unter rumänischer Herrschaft bis zum sowjetischen Sieg fort, obgleich Bauern und Bürger mit besonderer Energie und rascher als die Nachbarvölker die Technik ins Wirtschaften einführten. Dennoch fehlten unter ihnen Kommunisten und Sozialisten vollständig; denn wo die Kirche bis ins letzte Haus hinein, und sei es nur mit ihrer vom Volk als eigen empfundenen Organisation wirkt und die Kluft zwischen der Verkündigung und der Art, wie sich die Geistlichen selbst daran halten, nicht zu groß aufspringt, weil alles noch wirklich Leben ist, bietet sich sogar im Schatten der Fabriken und beim Lärm der Traktoren kein Platz für marxistische Gedanken. Einer Kirche freilich, die nur predigt, bekennt und lehrt, die weltlichen Anliegen ihrer Gläubigen aber nicht mitempfindet und zu verstehen bemüht ist, fehlt diese volksnährende und vom Volk zurückempfangene Kraft.

Die siebenbürgisch-deutsche Lutherkirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimatliche, warme und göltige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer das Wohl der Gemeinden mit Hingabe förderten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte bigotte Leute nicht, man belächelte sie; dennoch bewegten sich, trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Frömmigkeit, alle Siebenbürger Sachsen, selbst die Ungläubigen, im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar und selbstverständlich, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann. Nicht auf Worte und Gebetsgesten kam es an, sondern auf die tiefe Verbundenheit mit der Gemeinde, auf das Mitleben.

Man verlangte, daß sich die Kirche um jeden von der Wiege bis zum Grab kümmere, besonders wenn er in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichbarer Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, das schon im 15. Jahrhundert, beispiellos für Europa, allen Dörfern einen Lehrer stellte. Mit Blumen in der Hand gingen die Bäuerinnen in den Gottesdienst. Voll Freude strömte man zu den Festen heran. Man fühlte sich in der Kirche zu Hause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und die dabei geltende Sitte, die unbedingt Beachtung forderte, hatte die hohe Würde, die nur dort zu finden ist, wo niemand gegen sie verstößt oder das Recht der Bräuche bezweifelt.

Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, so zum Beispiel dem Bischof sechs Pferde vor der blüten-geschmückten Kutsche, wenn er zur feierlichen Generalvisitation einen Ort oder eine Stadt besuchte. Durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung zog er ein, umgeben von berittenen Bauern oder von Patriziern zu Roß, die in ihrer kaffeebraunen verschnürten Tracht prunkten, die Marderfellmütze mit dem Federbusch auf dem Kopf, den edelsteinverzierten Krummsäbel an der Seite. Überall wehten die blauroten Fahnen des Sachsen-

tums. Die Glocken läuteten, nicht bloß die der lutherischen Kirchen sondern auch die der orthodoxen oder griechisch-katholischen rumänischen und der unitarischen, reformierten, calvinischen und römisch-katholischen Gotteshäuser der Madjaren. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Türmen. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof gebührte, mußte auch den Höchsten der übrigen Konfessionen bei ähnlicher Gelegenheit gewährt werden, denn Siebenbürgen hatte, wie erwähnt, bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen Gegenminnen der Jesuiten im 18. Jahrhundert, bis selbst der Hof zu Wien sich damit beschied, und die spätere madjarische und zuletzt die rumänische Herrschaft nahmen das Erbe auf sich. Wer weiß, ob sonst wo auf Erden sieben christliche und dabei national verschiedene Kirchengemein-



Kirchgang in Urwegen

schaften eines Landes noch so einträchtig wie hier zusammenhausten und sich die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses ganz ohne Augenblinzeln an einer Festtafel niederlassen konnten — und es oft und gern taten — um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen, als wären sie, was ja bei rechtem Verstand sogar zutrifft, auf einen Herrn eingeschworen, aber bloß in gesonderten Regimentern eingekleidet worden. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrohter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelebt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Die Deutschen waren dabei, ohne sich damit vor fremden Ohren zu brüsten, überzeugt, ihre Kirche sei etwas unvergleichlich Einzigartiges, und das läßt sich auch nicht bestreiten. Dieses Luthertum hatte neben seinen anderen Vorzügen Farbe und echte Tradition, die nicht mit der Reformation anfang; noch vor etlichen Jahrzehnten trugen die Pastoren in manchen Ge-

meinden an hohen Kirchentagen vor dem Altar die uralten katholischen Meßgewänder, was sonst in protestantischen Gegenden ein Greuel sein mag. Auch dem kleinsten Dorfpfarrer mußten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, Geläute und ein Spalier gestellt werden, wenn er nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sahen wir es noch vor zwölf Jahren, und sahen Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutschen waren, den Pfarrer und erst recht den Bischof, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr.

Zum Gedenken des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus, der in engster Verbindung mit den deutschen Reformatoren die Sachsen zum evangelischen Glauben bekehrt hatte, fand alljährlich in Kronstadt das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche geweihtes Fest draußen in Wald und Wiese, bald aber war es, so wie alles in diesem Lande ins Volkhafte hinüberglitt, zum Fest der Stadt geworden. Wenn der lange fröhliche Zug der Schulkinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer, das Presbyterium, die Prediger und Lehrer, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden zu, um die Mitbürger und deren Bekenntnis zu ehren.

Man darf nicht wännen, daß sich infolge der Glaubensfreiheit die Grenzen zwischen den Konfessionen verwischt hätten. Das Gegenteil war der Fall, aber man achtete einander. Mitunter kam ein einfältiges rumänisches Bäuerlein in Kronstadt oder Hermannstadt zu den Pfarrern der mächtigen deutschen Stadtkirchen, diesen südöstlichsten gotischen Gotteshäusern der Christenheit, und bat, es möge am Sonntag dafür gebetet werden, daß sein gemähtes Gras vom Regen verschont bleibe oder kein Dieb in seine Scheune steige, und wenn ihm geantwortet wurde: geh doch zu deinem Priester, dem orthodoxen, sagte das Bäuerlein: ach, eure Kirche ist um so viel größer als die unsere, das zählt bei Gott mehr, worauf der lutherische Pfarrer, soweit er kein Eiferer war, nickte und beim nächsten Gottesdienst zwar nicht für des Bäuerleins Habe betete, aber ins allgemeine Gebet die Ernte einbezog, der Rumäne saß unten, war zufrieden und warf nachher einige Münzen in den Opferstock. Solches kam vor und war gut und christlich und heiter zugleich. Aber wer wäre jemals in Siebenbürgen seinem ererbten Glauben untreu geworden? Nach der Reformation kaum jemand.

Noch heute erfaßt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, ans Brausen der Choräle im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppische herunterglühten, die einst die reisigen Kaufleute aus dem Morgenland als Opfergabe heimgebracht hatten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger singen als dort im größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel, vor dem mancher vorübergehende Rumäne das Kreuz schlug. Damit verriet er seinen

Glauben nicht; ihm schienen eben alle Kirchen heilig; Gott sieht ja nicht aufs Kleid, er sieht ins Herz; freilich, so riesige Bauten konnte er keineswegs übersehen.

So dachte man dort in Siebenbürgen, wo Volkstum und Religion, Kirche und Volksleben eine Einheit waren, und galt dies für die Rumänen und Magjaren, so galt es für die Deutschen noch mehr. Denn bei ihnen waren die Gemeinschaftsformen mannigfaltiger und strenger.

Als Symbol eines so einheitlichen Gefüges bei den Deutschen wären die Kirchenburgen zu nennen, in denen man sich einst der Türkennot erwehrte. Wie das Gotteshaus als Festung gedient hatte, so umfaßten verschiedene Verbände die Gemeinschaft im Inneren. In Bruder- und Schwesterschaften scharte sich die Jugend unter selbstgewählten Führern, beaufsichtigt vom Pfarrer; die Erwachsenen aber umschloß die Nachbarschaft von Haus zu Haus, so daß ausnahmslos alle, irgendwo eingereiht, zum Ganzen hingelenkt waren. Die Nachbarschaft nahm Anteil bei den Taufen, feierte die Hochzeiten gemeinsam, trug die Toten zur letzten Ruhe; sie half, wo es nottat, sie glich Spannungen aus und pflegte die Geselligkeit. Die Rolle der Geistlichen ergab sich von selbst als anweisend und leitend. Dafür arbeiteten in der Kirchenverwaltung Laien entscheidend mit. Andererseits fehlte in den Vorständen weltlicher Körperschaften oder der Vereine und ländlicher Genossenschaften fast nie ein dafür geeigneter Pfarrer.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im Wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten sie über ihren Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich



Kirchenburg Mediasch

im mindesten etwas zu vergeben! Schon vor der Reformation erhielt keiner ein Amt, dem ein abgeschlossenes Studium an einer europäischen, zumeist deutschen Universität fehlte. Doch damit war es nicht getan. Nur wer mehrere Jahre lang an einem heimischen Gymnasium unterrichtet hatte, durfte in eine freigewordene Pfarre gewählt werden. Auf solche Art flossen auch über die Pastoren die kulturellen Ströme des Reichs nach Siebenbürgen und stärkten dessen abendländische Bindung. Sächsische Pfarrer brachten den Humanismus in den Südosten und schufen in protestantischem Bekehrungseifer den Rumänen deren Schriftsprache, verfaßten und druckten die ersten rumänischen Bücher und gaben damit den Anstoß zum nationalen Erwachen dieses Volkes. Viel früher aber hatten sie die berühmten höheren deutschen Stadtschulen Siebenbürgens errichtet, die sie im 16. Jahrhundert lutherisch erneuerten, ständig den binnendeutschen Errungenschaften anglich und bis zur Gegenwart betreuten. Auch die „tugendsame Frau Mutter“, die Pfarrerin, konnte sich dem Dienst an der Allgemeinheit nicht entziehen. Ihr fiel der Vorsitz in den dörflichen Frauenvereinen zu; wehe ihr, wenn sie versagte oder dem sittlichen Vorbild, das man in ihr suchte, nicht entsprach. So stand das ganze Pfarrhaus gleichsam als Verkörperung der guten Kräfte der Gemeinde in einer Volks- und Kirchenpflicht, die sich vom eigentlich Priestertlichen auf die verzweigtesten Felder des Alltags erstreckte und möglichst noch die geistigen und wissenschaftlichen Bereiche umgriff. Daher wundert es nicht, daß Pfarrer die deutsche Volkskunde und Geschichte Siebenbürgens schrieben, die Märchen und Sagen sammelten, zuzeiten die politischen Geschehnisse nicht bloß beeinflussten, sondern sogar leiteten.

Am Saum des Abendlandes hätte der Stamm der Siebenbürger zum Segen anderer Völker und des Erdteils nicht 800 Jahre bestehen können ohne die Gnade, die auf seiner Kirche lag.

Als am 23. August 1944 eine Gruppe Bukarester Politiker den Sowjets den Weg ins Innere Rumäniens öffnete, dessen Ostgrenzen zweiundzwanzig deutsche Divisionen mitverteidigten, die nun weggespült wurden, stürzte die altgewohnte Welt dieses lutherischen Kirchenvolkes jäh zusammen.

Noch leben die meisten Siebenbürger Sachsen in der Heimat, nur die im Norden rings um Bistritz und Reen ansässig gewesen waren konnten auf Weisung Berlins im Treck Österreich und Deutschland erreichen, wozu noch etliche Tausend Flüchtlinge aus der Mitte und dem Süden kamen. Die zahlreichen Gemeinden um Kronstadt, Hermanstadt, Mediasch, Mühlbach und Schäßburg blieben fast ungemindert zuhause, verloren aber bald ihre bisherige soziale Struktur. Das deutsche Eigentum wurde meist aberkannt, fremde Siedler eingewiesen, so daß der Bauer samt seinen Angehörigen heute gezwungen ist, Lohnarbeit zu suchen, in die Fabriken zu wandern oder als Knecht den Kolchonen und neuen Hofbesitzern zu dienen. In den Städten erfolgte eine ähnliche Enteignung. Der schwerste Schlag traf die Gemeinschaft im Januar 1945, als plötzlich alle Frauen und Mädchen vom achtzehnten bis dreißigsten, alle Männer vom siebzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr nach Rußland

verschleppt wurden. Fünf Jahre dauerte die Fron. Dann kehrten sie zurück in die inzwischen völlig veränderte Heimat, manche entließ man auch nach Deutschland, doch weit über ein Zehntel ruht irgendwo in der Erde des Donezbeckens.

Der Zeitenwende fiel das dichte Netz der siebenbürgisch-sächsischen Vereine, Vertretungskörper, gelehrten und wirtschaftlichen Gesellschaften zum Opfer, die große Zahl der Genossenschaften, Vorschußkassen und Banken, die ihre Gewinne ohne Ausnahme zum Nutzen der Gesamtheit, vorwiegend der deutschen Lehranstalten, verwendet hatten. Was an Stelle dieser oft ehrwürdigen Einrichtungen trat, sind die Organisationsformen, mit denen sich der Bolschewismus überall durchzusetzen bestrebt ist. Das Schulwesen, obzwar noch mit deutscher Unterrichtssprache, erfuhr dieselbe Ausrichtung auf die Ideologie der Sieger.

Lediglich die lutherische Volkskirche besteht fort. Ein Bischof ist ihr Oberhaupt, wie das immer war. Ihre Gebräuche werden gepflegt. Beim Gottesdienst lauschen, wie man hört, mehr Besucher als früher. Und werden die christlichen Hauptfeste begangen, vereint sich die ganze Gemeinde; selbst die fürstlich anmutenden bäuerlichen Kirchentrachten, die das Entzücken der Fremden bildeten, sieht man noch. Ein verinnerlichtes religiöses Leben sei allenthalben spürbar, berichten Geflohene und Auswanderer. Wenn man auch daneben den Einfluß einer materialistischen Jugenderziehung durch den Staat halten muß, so mag es doch richtig sein, daß die volksbefruchtende Kraft dieser Kirche sich weiter bewährt und die Mühsal der Zustände Trostbedürftigkeit und Gottesglauben der Menschen vertiefte.

Daß wir hierüber nichts Näheres, nur Anekdotisches wissen, keinen Einblick haben in die Einzelheiten der Kirche noch in ihre Handlungen, während zur Zeit der Reformation das wie eine abendländische Insel vom Islam umwogte Siebenbürgen in engster Verbindung mit Mitteleuropa verbleiben konnte, zeigt den Unterschied zwischen jener und unserer Epoche. Die Macht des totalitären Staates ist heute unbeschränkt; sperrt er die Grenzen, so sind sie versperrt; auch über die Kirchen gebietet sein Wille, und ihre Maßnahmen müssen sich ihm anpassen.



Honterus-Denkmal in Kronstadt

Sucht man sich auszumalen, welches Schicksal der deutschen Lutherkirche in Siebenbürgen bestimmt sein könnte, eilandhaft vereinsamt, wie sie ist, so fühlt man sich in eine beklemmende Ungewißheit gestoßen. Doch zugleich weiß man sich zum Vertrauen berechtigt, denn sie war beseelt von der Wurzel, die nach oben steigt, und von den Hunderttausend Wurzelfäden, die in den Herzen ihrer Kinder haften. Wie die dürftigen Berichte bestätigen, halten Geistliche und Laien treu an ihr fest. Daher ist ihre Zukunft jener Gnade überantwortet, von der wir sagten, sie habe ihr immer beigestanden.

Matthias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom Jahre 1799 den Rat: „Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer. . . . Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.“

Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgisch-deutschen Landeskirche; fast alle sprachen mit den Worten des Volkes und scheuten das theologische Gerede und die wechselnden Modeausdrücke amtlicher Frömmerei. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus Siebenbürgen in Deutschland; sie klagten darüber, daß die Prediger hiezulande ihnen nicht an die Seele greifen könnten, sie seien zu abstrakt, sie hätten zu wenig Liebe. Wenn das nun auch eine Voreingenommenheit sein mag und Siebenbürger Sachsen gewisse binnendeutsche Schwächen, den mangelnden Volksstolz zum Beispiel und die Dienerei vor Fremden, so wenig leiden können, daß sie dann gern in Bausch und Bogen verurteilen, darf man ihnen hier keinen Vorwurf machen. Wer in einer echten Volkskirche aufwuchs, die von Kind auf ihren Angehörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im Alltag war und dabei aus der Mitarbeit jedes Einzelnen Kräfte zog, muß sich verlassen fühlen, wenn er Deutschlands große Gottesbauten sieht und hineingeht und dann die herznahe Sprache nicht hört, die er von daheim gewohnt ist. Er lebte einst in einer Kirche, deren Atmosphäre die eines reineren Elternhauses war; wofür der Ausspruch eines Pfarrers beachtenswert ist, der mir sagte, er fürchte den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, über das Christentum nicht zu reden, sondern christlich zu sein.

Nimmt man alles in allem, so darf man wohl feststellen: wie die Mahnung des Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Volkskirche zutrifft, so auch dieses: sie war eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, zuweilen ein Ärgernis für Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben, erdnah und vom Herzen her gottgehorsam. Und da sie auch heute wirkt, inmitten einer völlig verwandelten östlichen Welt, wollen wir darauf vertrauen, daß sie, die mit ihrem Volk Mongolen, Türken und Bedrohungen vieler Art überstanden hat, fortbestehe über jeden Wandel der Zeiten, der oft rascher erfolgt, als man es zu erhoffen wagt.

Deutsche Wochenzeitung

CHRIST UND WELT

Mitgründer und Redaktionsgemeinschaft:

Otto Heinrich Fleischer †
 Paul Gerhardt • Wolfgang Höpker
 Hermann Höhnig • Barbara Klie
 Klaus Mehnert • Hans Schomerus
 Heinrich Stubbe • Joachim von Stülpnagel
 Wilhelm Westecker • Giselher Wirsing

Meistern

wir das Schicksal?

Klarsehen wollen ist Vorrecht des Intellekts als des forschenden Verstandes, der Zusammenhänge erkennen oder der die unbewußten Verbindungen, die zu einem Ereignis führen, ins Bewußtsein bringen will. Es wird also versucht, die dunkle Begrenzung aufzuheben, damit Licht und Klarheit durchdringen können. Dabei wird jedoch etwas leichtfertig übersehen, daß es dem Willen des Menschen nicht ansteht, mit rein intellektuellem Fortschritt in das geheimnisvolle Walten des Geistes einzudringen. Anstatt sich schöpferisch-demütig dem kaum Faßbaren zu nähern — das sich ohnehin mit geistiger Generosität dem eigenmächtigen Willen des Menschen entzieht —, wird aus dem ringenden Wagnis ein herrschsüchtiges Vordringen. Den erheblichen Unterschied klar zu machen zwischen berechtigtem Entdecken seelisch-geistiger Geschehnisse und dem Verzicht auf den eigenen Willen als das einzige Mittel, dem geistigen Wirken zugänglich zu werden, gelingt heute am wenigsten dort, wo man in psychologischen Kategorien zu denken gewohnt ist.

Veranlassung zu diesen Überlegungen gab mir ein Gespräch mit einer Psychologin, in dessen Verlauf sie häufig bemerkte: „Ich sehe gerne klar“, und diesen Ausspruch gebrauchte sie ohne jede Differenzierung hinsichtlich ihrer Patienten und deren seelischen Probleme. Es ging ihr um ein restloses Aufdecken der seelischen Inhalte, und sie wollte nicht gelten lassen, daß — wie es Martin Buber sagt — „das Wesentliche zwischen den Menschen geschieht“. Eindringen werden wir nicht in jenes „Zwischen“. Hier nun *à tout prix* klar sehen zu wollen, ist Anmaßung, auch wenn sie nicht bewußt gewollt ist. Geschieht denn nicht sehr vieles ohne unser Zutun? Können wir denn alles nach unseren Maßstäben leiten? Entzieht sich so manches unserem bewußten Willen, so eröffnet sich dem Menschen gerade dadurch eine unausschöpfliche Erfahrungsquelle, in der allein ein schweigender oder ein sprechender Gott sich offenbart. Wir alle wissen um Lebensprobleme, die sich in Abhängigkeit von verschiedenen Faktoren außerhalb unseres Machtbereiches, weder durch Klugheit und Willen noch durch beharrliches Handeln lösen lassen. Wie wir selbst abhängig sind von der Umwelt und unseren Beziehungen, über deren Zusammenwirken wir bestenfalls nur einen Überblick gewinnen können, ihr geheimnisvolles Walten aber niemals klar zu erkennen vermögen, so sind auch die Probleme verknüpft mit sichtbaren und unsichtbaren Fäden. Auch der tüchtigste Arzt muß der Natur das Entscheidende überlassen. „Was macht den Kranken gesund? Der Arzt nit, auch das Kraut nit. Das ihn gesund macht, hat nie ein Mensch gesehen“, so schreibt Paracelsus.

Wir sind Meister unseres Schicksals insofern, als wir Schwierigkeiten überwinden oder tragen, eine an sich unbefriedigende Lösung als die beste akzeptieren, so lange keine andere Möglichkeit geboten ist. Die besondere Stärke des geistigen Menschen liegt nicht im Willen, etwas zu tun, sondern im Willen, sich zu fügen. In vielen Schwierigkeiten wird von uns nur dies verlangt: still zu halten, die Dinge sich selbst zu überlassen, ohne Angst und ohne Sorge mit jenem Vertrauen in die göttlichen Gesetze, die erkannt werden, wenn man sich ihnen überläßt, nicht aber, wenn man durch Selber-machen-wollen sich ihnen widersetzt. Man denke nur an das unerhörte Wuchter und zugleich milde Thema: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.“ Hier wird das demütige Aufnehmen und Abnehmen zum Sinnbild des ewigen Rhythmus menschlichen und kosmischen Geschehens. Und wer hier unbedingt „klar sehen“ will, wird stets enttäuscht sein, denn immer verschließt sich das Geheimnis dem, der es mit intellektuellen Mitteln „durchschauen“ will.

Ein Pädagoge sagte einmal: „Was von unten kommt, muß man losreißen; was von oben kommt, fällt. Man muß nur dastehen, es aufzufangen.“ Damit ist nicht gesagt, uns werde etwas mühelos geschenkt. Um dazustehen, muß man vorher hingegangen sein — das ist das Schöpferische im Inaktiven —, muß man zudem erkennen, daß etwas fällt. Und es fällt gar manches vom Himmel, ohne daß wir es bemerken, wie wir auch an vielem sinnlos vorbeistreichen in unserer Sucht, zu handeln, anstatt dazustehen.

Ein Bollwerk der Christenheit

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen einst und jetzt

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt äußerte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und lutherischem Glauben so eng, daß „sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört“.

Sachsen nennt man irrtümlich die wohl zu meist aus Moselfranken Eingewanderten, die sich um 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und halfen mit, sie der abendländischen Welt einzuschmelzen. Als vorderstes „Bollwerk der Christenheit“, wie ein Papst die Sachsen lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit ihren Gewerbezeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder.

Als die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund verbrieftter Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst; dies änderte sich bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie ein sächsisches Generaldekanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre weltliche Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk mittels seiner Körperschaften den Bischof bestellte. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein vom ungarischen Adel, von den Sachsen und dem magyarischen Szeklerstamm gleichermaßen getragener Ständestaat, den drei Völker verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse bewohnten, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz.

Die lutherisch-deutsche Kirche hatte also gewissermaßen das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet der Seelsorge, ganz natürlich zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Ihrer Wahl gingen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte einen möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, verlieh ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, einen hehrenhaften Rang, der freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der magyarische Chauvinismus das politische Freitum der Universitas Saxorum nach 700jährigem Bestehen (1867) auflöste, die staatliche Ständeschicht erlosch, übertrugen sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt der Siebenbürgischen Sachsen, die Kirche als wichtigste Volksordnung. Schon vorher waren weltliche und geistliche Gemeinschaft nie scharf getrennt worden. Nun wurde die Kirche als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. Dabei ihr verkündendes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist unlegbar, doch jene gewohnte enge Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfand, sich ihrer anzunehmen, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Schriftgelehrten mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil die Theologie nicht als das Wichtigste angesehen wurde.

Man liebe bigotte Menschen nicht

Die siebenbürgisch-deutsche Lutherische Kirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimliche, warme und gültige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer das Wohl der Gemeinden mit Hingabe förderten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte bigotte Leute nicht, man belächelte sie; dennoch bewegten sich, trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Frömmigkeit, alle Siebenbürgischen Sachsen, selbst die Ungläubigen, im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar und selbstverständlich, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann.

Man verlangte, daß sich die Kirche um jeden von der Taufe bis zum Grabe kümmerte, besonders wenn er in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichtbarer Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, das schon im 15. Jahrhundert, beispiellos für Europa, allen Dörfern einen Lehrer stellte. Mit Blumen in der Hand gingen die Bäuerinnen in den Gottesdienst. Voll Freude strömten in den Festen heran. Man fühlte sich in der Kirche zu Hause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und die dabei geltende Sitte, die unbedingt Beachtung forderte, hatte die hohe Würde, die nur dort zu finden ist, wo niemand gegen sie verstößt oder das Recht der Bräuche bezwei-

Die Grenzen der Psychologie beginnen dort, wo ein unantastbares Geheimnis waltet. Es heißt dieses verdunkeln, wenn man im Namen des Bewußtseins — eines empirischen und keinesfalls transzendenten Bewußtseins — versucht, hinter dieses Geheimnis zu kommen. Zu wissen, wo das Wissen-wollen aufhört, ist Weisheit, eine sokratische Weisheit, die recht vielen Psychologen fehlt. Zu wissen, wo man handeln muß und wo man geschehen lassen soll, ist Erkenntnis, zu der die Psychologie führen kann. Sie ist im besten Falle

felt. Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, so zum Beispiel dem Bischof sechs, dem Dorfgeistlichen vier Pferde vor der Kutsche.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten sie über ihren Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich im mindesten etwas zu vergeben! Schon vor der Reformation erhielt keiner ein Amt, dem ein abgeschlossenes Studium an einer europäischen, zumeist deutschen Universität fehlte. Doch damit war es nicht getan. Nur wer mehrere Jahre lang an einem heimischen Gymnasium unterrichtet hatte, durfte in eine freigewordene Pfarre gewählt werden. Auf solche Art flossen auch über die Pastoren die kulturellen Ströme des Reichs nach Siebenbürgen und stärkten dessen abendländische Bedeutung. Sächsische Pfarrer brachten den Humanismus in den Südosten und schufen in protestantischem Bekehrungseifer den Rumänen deren Schriftsprache, verfaßten und druckten die ersten rumänischen Bücher und gaben damit den Anstoß zum nationalen Erwachen dieses Volkes. Viel früher aber hatten sie die berühmten höheren deutschen Stadtschulen Siebenbürgens errichtet, die sie im 16. Jahrhundert lutherisch erneuerten, ständig den binnendeutschen Errungenschaften angeschlossen und bis zur Gegenwart betreuten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg

Als am 23. August 1944 eine Gruppe Bukarester Politiker den Sowjets den Weg ins Innere Rumäniens öffnete, dessen Ostgrenzen zweiundzwanzig deutsche Divisionen mitverteidigten, die nun weggespült wurden, stürzte die altgewohnte Welt dieses lutherischen Kirchenvolkes jäh zusammen.

Noch leben die meisten Siebenbürgischen Sachsen in der Heimat, nur die im Norden rings um Bistritz und Reen ansässig Gewesenen konnten auf Weisung Berlins im Treck Österreich und Deutschland erreichen, wozu noch etliche tausend Flüchtlinge aus der Mitte und dem Süden kamen. Die zahlreichen Gemeinden um Kronstadt, Hermannstadt, Mediasch, Mühlbach und Schäßburg blieben fast ungemindert zu Hause, verloren aber bald ihre bisherige soziale Struktur. Das deutsche Eigentum wurde meist aberkannt, fremde Siedler eingewiesen, so daß der Bauer samt seinen Angehörigen gezwungen ist, Lohnarbeit zu suchen, in die Fabriken zu wandern oder als Knecht den Kolchozen und neuen Hofbesitzern zu dienen. In den Städ-

Evangelischer Rundblick

Wachsende Ökumene

Auf den großen ökumenischen Tagungen, die Kirchenmänner aller Bekenntnisse außer dem römischen Katholizismus zusammenführen, herrscht meistens eine Luft gegenseitigen Wohlwollens; sie bleibt auch auf die streitbarsten Theologen nicht ohne friedlich stimmenden Einfluß. Zu Hause, in den Grenzen des allhergebrachten kirchlichen Lebens, stößt dann freilich der Gedanke der Christlichen Einheit auf mehr oder weniger zähe Hemmnisse. Das in Lehre, Kultus und Amtswesen ausgeprägte konfessionelle Sondergut läßt sich ungern in Frage stellen. Trotzdem vollziehen sich neben den großen Veranstaltungen immer wieder Vorgänge, die zum Bild der wachsenden Ökumene gehören.

So hat kürzlich die Kirche von England die Zulassung zum Abendmahl in anglikanischen Gemeinden auf die norwegischen, dänischen und isländischen Lutheraner ausgedehnt. Mit der schwedischen und der finnischen Kirche war eine solche Vereinbarung schon vor Jahren zustande gekommen. Damit ist die ökumenische Verbindung von Kirche zu Kirche an einem entscheidenden Punkt, der gemeinsamen Abendmahlsfeier, verwirklicht worden, obwohl es sich um Kirchen verschiedener Struktur handelt: Die Kirche von England hält wie die schwedische und finnische Kirche an der „apostolischen Sukzession“ fest, das heißt der ununterbrochenen Nachfolge ihrer Bischöfe von der Urkirche her, während die Kirchen von Norwegen, Dänemark und Island von diesem traditionellen Element geistlicher Ordnung freistehen. Ein ähnlicher Verzicht auf konfessionelle Abschließung ist die ebenfalls kürzlich vereinbarte Abendmahlsgemeinschaft zwischen der reformierten Kirche von Schottland und der lutherischen Kirche von Dänemark.

Größer noch als in den abendländischen Kirchen ist die Bereitschaft zu einer solchen Praktizierung der Ökumene in der jungen Christenheit Asiens und Afrikas. Die kleinen Minderheitskirchen, die sich dort inmitten gewaltiger heidnischer Volksmassen behaupten müssen, empfinden die Beibehaltung der konfessionellen Zerspaltenheit als eine

Vermittlerin, indem sie das irdisch Dunkle beleuchtet, das göttlich Dunkle als Geheimnis unangeastet läßt, weil es sich nur der Einzelseele bekundet in schöpferischer Einsamkeit und Gnade, die immer nur der inneren Schau zugänglich ist. Gnade und Geheimnis sind psychologisch nicht erfassbar. Wer sie unter die Lupe seines forschenden Verstandes hehmen will, der wird am wenigsten die menschliche Seele in dem, was sie ist, und was um sie und in ihr geschieht, begreifen. Noch heute gilt das Gebot, die Schuhe auszuziehen, wo geheiligter Boden ist.

Ellen Darc

ten erfolgte eine ähnliche Entleerung. Der schwerste Schlag traf die Gemeinschaft im Januar 1945, als plötzlich alle Frauen und Mädchen vom achtzehnten bis dreißigsten, alle Männer vom siebzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr nach Rußland verschleppt wurden. Fünf Jahre dauerte die Fron. Dann kehrten sie zurück in die inzwischen völlig veränderte Heimat, manche entließ man auch nach Deutschland, doch über ein Zehntel ruht in der Erde des Donezbeckens.

Der Zeitenwende fiel das dichte Netz der siebenbürgisch-sächsischen Vereine, Vertretungskörper, gelehrten und wirtschaftlichen Gesellschaften zum Opfer, die große Zahl der Genossenschaften, Vorschusskassen und Banken, die ihre Gewinne ohne Ausnahme zum Nutzen der Gesamtheit, vorwiegend der deutschen Lehranstalten, verwendet hatten. Was an Stelle dieser oft ehrwürdigen Einrichtungen trat, sind die Organisationsformen, mit denen sich der Bolschewismus überall durchzusetzen bestrebt ist. Das Schulwesen, noch mit deutscher Unterrichtssprache, erfährt dieselbe Ausrichtung auf die Ideologie der Sieger.

Lediglich die lutherische Volkskirche besteht fort. Ein Bischof ist ihr Oberhaupt, wie das immer war. Ihre Gebräuche werden gepflegt. Beim Gottesdienst lauschen, wie man hört, mehr Besucher als früher. Und werden die christlichen Hauptfeste begangen, vereint sich die ganze Gemeinde; selbst die fürstlich anmutenden bäuerlichen Kirchentrachten die das Entzücken der Fremden bildeten, sieht man noch. Ein verinnerlichtes religiöses Leben sei allenthalben spürbar, berichten Geflohene und Auswanderer, von denen die letzten vor zwei Jahren nach Deutschland entkommen konnten. Wenn man auch daneben den Einfluß einer materialistischen Jugendziehung durch den Staat halten muß, so mag es doch richtig sein, daß die volksbeachtende Kraft dieser Kirche sich weiter bewährt und die Mühsal der Zustände Trostbedürftigkeit und Gottesglauben der Menschen vertieft.

Sucht man sich auszumalen, welches Schicksal der deutschen Lutherische in Siebenbürgen bestimmt sein könnte, eilandhaft vereinsamt, wie sie ist, so fühlt man sich in eine beklemmende Ungewißheit gestoßen. Doch zugleich weiß man sich zum Vertrauen berechtigt, denn sie war besetzt von der Wurzel, die nach oben steigt, und von den hunderttausend Wurzelfäden, die in den Herzen ihrer Kinder haften. Wie die dürrigen Berichte bestätigen, halten Geistliche und Laien treu an ihr fest. Daher ist ihre Zukunft jener Gnade überantwortet, die ihr immer beigestanden hat.

Heinrich Zillich



Bundespräsident Heuss wird von Eberhard Müller, dem Leiter der Evangelischen Akademie in Bad Boll begrüßt

Geistliche Literatur

Walter Lüthi: „Der Römerbrief“, Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 1955; 310 S. DM 6.40

Immer wieder ist der Römerbrief von den Reformatoren und bedeutenden Theologen studiert und ausgelegt worden, von Martin Luther, Johannes Calvin über Adolf Schlatter bis zu Emil Brunner und Hans Asmussen. Der Schweizer Lüthi nennt den Römerbrief in seinem Vorwort das Hohe Lied der Gnade, und sie gilt es, allen Menschen zu allen Zeiten als das große Geschenk Gottes vor Augen zu führen. Die Gnade Jesu Christi — wir spüren es immer wieder bei der Auslegung der einzelnen Kapitel — wird auch von Lüthi als ein Kernstück der christlichen Lehre und damit der Reformation empfunden. Daß wir sie in einer säkularisierten Zeit mehr denn je bedürfen, davon ist man nach den unpathetischen, aber glaubensstarken Worten Lüthi überzeugt.

Edzard Schaper: „Das Leben Jesu“, Fischer Bucherei, Frankfurt 1955; 261 S. DM 1.90

Es handelt sich um eine Neuauflage eines bereits 1936 geschriebenen Buches. Schaper sagt selbst in seinem Nachwort, daß niemand „ein“, sondern nur „sein“ Leben Jesu schreiben könne. Das ist ein großes Eingeständnis. Es scheint Schaper auch nicht so sehr auf die besondere Exegese des Bibeltextes, als vielmehr auf den verbindenden Zusammenhang des damaligen Geschehens anzukommen. Damit ist das Buch das literarische Werk eines bedeutenden Erzählers, dessen klare Sprache immer wieder höchstes Lob verdient. Es ist jedoch kein Ersatz für die überlieferte Form der Bibel. Denn nicht der gleichmäßige Fluß einer Erzählung kann so tief, so unmittelbar ins Herz treffen, wie es die knappe, aber umso prägnantere Aussageform der Heiligen Schrift vermag. Das wird nach der Lektüre ganz klar. Es ist aber ein Grund mehr, das Leben Jesu von Schaper zu lesen.

„Taschenbuch der Evangelischen Kirchen in Deutschland“, Band 1, Evangelisches Verlagswerk, Stuttgart 1955, 568 S. DM 8.50

Daß die Evangelische Kirche nicht nur aus Gemeinden besteht, ist längst jedem klar geworden. Daß aber solche Institutionen, Werke und Zweigstellen mit ihr verbunden sind, muß doch überraschen. Es ist deshalb ein großes Verdienst des Evangelischen Verlagswerkes, hier zum ersten Male ein Anschriftenverzeichnis in handlicher Form herausgebracht zu haben. Von den einzelnen Landeskirchen, den Freikirchen über die Innere Mission, den Bund ev.-kirchlicher Blaukreuzverbände bis hin zu den Bibelgesellschaften und den deutschen Auslandsgemeinden ist hier alles erfasst worden. Sehr zu loben ist die Anordnung, daß unter jedem Haupttitel einige wesentliche Erklärungen über Sinn und Aufgabe der betreffenden Einrichtung gegeben werden.

-bb-

KULTURCHRONIK

DIE DEUTSCHE FORSCHUNGSGEMEINSCHAFT hielt in Stuttgart ihre Jahrestagung ab. Ihr Präsident, Professor Raiser, der die Forschungsgemeinschaft seit dem Zusammenschluß der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und des deutschen Forschungsrats im Jahre 1952 leitete, hat sein Amt niedergelegt, um sich wieder seiner wissenschaftlichen Aufgabe zu widmen. Er übernimmt den Lehrstuhl für Bürgerliches, Handels- und Wirtschaftsrecht in Tübingen. An seine Stelle tritt der Heidelberger Romanist Professor Dr. Gerhard Hess, der für sein neues Amt die Erfahrungen seines Wirkens in der Direktorenkonferenz, im Hochschulverband, im Deutsch-Akademischen Austauschdienst und im Kuratorium der Studienstiftung mitbringt. Professor Raiser möchte, daß sich die Höhe der öffentlichen und privaten Zuwendungen an die Forschungsgemeinschaft zu einer Art „Standessitte“ entwickelt. So vorbildlich die Zusammenarbeit der Forschungsgemeinschaft mit der Eisenindustrie sei, so sehr sei zu bedauern, daß anderen Industrien ihre Abhängigkeit von der Forschung noch nicht klar geworden sei. Die Geldgeber sind in allen Gremien der Forschungsgemeinschaft vertreten, aber die Forscher entscheiden allein über die wissenschaftlichen Fragen. Raiser hält die Vielfalt der Zuständigkeit für eine Gefahr, die mit der Höhe der Mittel wächst. Die Grundlagenforschung dürfe nicht zu kurz kommen und der Zusammenhang der Disziplinen nicht verloren gehen.

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Erinnerungen von Heinrich Zillich

Wenn daheim in Siebenbürgen der lutherisch-deutsche Bischof zur Visitation kam, fingen die Glocken zu läuten an, nicht bloß die unseren; nein, auch das Geläute der rumänischen orthodoxen oder griechisch-katholischen und der verschiedenen madjarischen Kirchen setzte ein. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Gotteshäusern. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof recht war, mußte den Höchsten der übrigen Konfessionen billig sein; denn Siebenbürgen hatte bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen von auswärts gelegten Gegenminen. Ich weiß nicht, ob sonst noch auf Erden sieben christliche und dabei national unterschiedene Kirchengemeinschaften so einträchtig wie hier beisammenhausten und sich die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses ganz ohne Augenblinzeln an einer Festtafel niederließen, um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrohter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelegt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Wir meinten dennoch, ohne es vor Fremden auszusprechen, daß unsere Kirche etwas Besonderes bedeutete. Diese Überzeugung hängt mit der geschichtlichen Bewußtheit zusammen, die das deutsche Leben meiner Heimat lenkte. Die Siebenbürger Sachsen, die trotz ihres Namens Mosel- und Rheinfranken sind, kamen zwischen 1141 und 1160 auf Einladung eines ungarischen Königs in die Ödnis des Karpatenwalls. In großartigen Taten gründeten sie die ersten Städte des Südostens, gaben dem von ihnen zum Acker umgebrochenen Land auch das kulturelle Gesicht, erzogen dabei mittelbar die benachbarten Völker und halfen mit, sie in die abendländische Welt einzuschmelzen. Sie widerstanden überdies als vorderstes Bollwerk der Christenheit allen östlichen Angriffen, besonders den türkischen; durch ihre Hand lief ein wesentlicher Teil des Warenaustausches zwischen Morgen- und Abendland; den Bedarf einiger Länder deckte lange Zeit hindurch ihre eigene gewerbliche Erzeugung. Solche Leistungen gediehen bloß auf dem Boden einer gesunden und rechtlichen Ordnung, die sie sich im siebenbürgisch-deutschen Freitum schufen, einer Republik, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand. Das Kennzeichen dieses Gebildes, gewissermaßen eines Staates im Staate, ob nun der ungarische König, zeitweilig sogar der Sultan und dann der Kaiser die Oberhoheit ausübte, war der völlig freiheitliche innere Aufbau; es war die erste demokratische Landesverfassung in Europa, Jahrhunderte vor der Schweiz. Wie schon die alten Chronisten berichten, durchwaltete sie ein adeliger Geist. Kein Bauer war hörig. Die Amtleute und das weltliche Oberhaupt, der Sachsengraf, wurden gewählt. Und es gab Jahrhunderte, in denen die Siebenbürger Deutschen auf dem Feld der großen Politik eine Macht darstellten. Eine so einzigartige Geschichte prägt den Charakter ihrer Träger; er ist zäh, fleißig, freiheitsliebend, rechtsbewußt, hellhörig in allen Fragen der Öffentlichkeit: schon die Kinder bedenken, ob ihre Handlungen den allgemeinen Nutzen nicht gefährden; Volkstreue gilt unbedingt, doch paarte sie sich bei diesen Vorposten des Abendlandes regelmäßig mit europäischer Blickweite.

Menschen solcher Prägung mußten ihrer Kirchenprovinz bereits in den katholischen Jahrhunderten vor Luther den eigenen Geist aufdrücken; sie verliehen ihr volkskirchliche Züge von Anbeginn. Die Pfarrer wurden auch damals auf Grund eines geforderten und bewilligten Rechts von der Gemeinde gewählt. Die Reformation brachte dann die kirchliche Unabhängigkeit. Klerus und Volk konnten sich niemals auseinanderleben; die wenigen Ausnahmen fallen fast als Kuriosa auf. Der Geistliche war Seelsorger und zugleich Wortführer der Gemeinde in vielen weltlichen Angelegenheiten. Seiner Wahl gingen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus; so stark erregte die Bestellung des kirchlichen Amtes die Herzen. Bischöfe oder Konsistorien konnten den stets auf Lebenszeit Gewählten, wenn er seine Pflicht erfüllte, weder versetzen noch entfernen. Wollte ihn eine andere Gemeinde haben, so lag es bei ihm, sich für sie oder für die bisherige zu entscheiden. Er verwurzelte in seinem Ort, der sich zu ihm bekannt hatte, fester als Priester, die durch behördliche Verfügung eingepflanzt worden wären. Und da freie Wahl auch den Bischof bestimmte, hatten alle Kirchenkinder das Gefühl, sich in ihm zu verkörpern, und gerade darum ermangelte er keineswegs einer gebietenden Stellung, sofern er dazu das Zeug hatte; ja, es gab manche herrscherliche Erscheinung auf dem Bischofssitz zu Birtihalm und später zu Hermannstadt. Als nach siebenhundert Jahren das politische Freitum durch den nationalstaatlichen Chauvinismus der Madjaren 1867 aufgelöst wurde, sah fortan jeder Deutsche meiner Heimat im Bischof das Stammesoberhaupt, nicht bloß den Kirchenführer. Es vollzog sich damit ohne Machtgrundlage und rechtliche Setzung eine echte Übertragung der höchsten Vollmacht von der zerstörten weltlichen Eigenständigkeit auf die noch bestehende kirchliche; ein Akt natürlicher Selbstbehauptung eines Volksstammes, der kirchliches und politisches Gemeinschaftsleben nie scharf getrennt und in großen Aufgaben und Prüfungen gelernt hatte, sich ohne fremde Hilfe die Tragsäulen seines Daseins selbst zu schaffen. Der Bischof wurde zum lebenden Symbol der Siebenbürger Sachsen. Von jeher umgab ihn, wo er feierlich auftrat, ein gewisses Gepräge; nun bot es auch Anlaß zur nationalen Selbstbekundung. Mit sechs Pferden zog er, umgeben von berittenen Bauern oder Patri-

ziern, umweht von den blauroten Fahnen des Sachsentums in blumengeschmückter Kalesche durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung in die Orte ein, die er amtlich besuchte. Aber auch dem kleinsten Dorfpfarrer gebührten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, wenn er nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sah ich es noch, und ich sah Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutschen waren, den Bischof oder Pfarrer, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr. Zum Gedenken des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus fand in Kronstadt alljährlich das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche geweihtes Fest draußen in Wald und Wiese, bald aber entwickelte es sich zum Volksfest der ganzen Stadt. Wenn der wunderbar bunte Zug der Kinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer und das Presbyterium, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden, um die Mitbürger und deren Glauben zu ehren.

Man mag einwenden, das sei schön und gut, solche Äußerlichkeiten aber besagten noch nichts darüber, wie diese Kirche, die offenbar so etwas wie ein Staatsersatz war, ihr verkündendes evangelisches Amt versehen habe. Die Achtung, die der Geistliche genoß, seine führende Stellung, die tiefe Vermählung des kirchlichen Lebens mit dem des Volkes können zweifellos als äußerliche Dinge aufgefaßt werden, aber nur, wenn man oberflächlich urteilt; bei rechter Einsicht verraten sie einen innerlichen Sachverhalt: die wirklich lebendige Gemeinde, die wirklich lebende Kirche.

Wir lernten als Kinder das Glaubensbekenntnis auch auswendig; doch es wäre uns absonderlich erschienen, hätte sich unsere Kirche in dem erschöpft, was wir da mit altertümlichen, nicht ganz durchdachten Worten bekannten. Sie war uns weit mehr, sie war die gültige, warme, heimatliche und heilige Hülle für unser Dasein. Wir lebten in ihr, wir standen in der Ordnung des Kirchenjahrs, gewiß nicht als bigottische Leute, die wir nie waren und die man bei uns belächelte, wir lebten in aller Selbstverständlichkeit in ihr, auch diejenigen, die sich den Dogmen gegenüber abweisend verhielten; ja, ich gebe zu, angesichts des Dogmas müssen die meisten von uns als seltsame Lutheraner erscheinen. Dem Sein nach aber waren wir — es sei ohne Überheblichkeit festgestellt — wahrhaft lutherisch. Mancher neuzeitliche Protestant, der mehr christlich philosophiert als christlich lebt, wird dazu den Kopf schütteln. Es kam bei uns nicht auf Worte und Gebetsgesten an; eher wären unsere Werke zu erwähnen, was nun freilich wieder ein anfechtbarer Hinweis ist, doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß Hilfe für den Nebenmenschen bei uns Tugend war, so natürlich geübt, daß man wenig Aufhebens davon machte. Jeder, der der Kirche angehörte, beanspruchte, daß sie ihn nicht vergaß, wenn es ihm übel erging. Kein Laie und Pfarrer durfte sich da verweigern. Unser Kirchensteueraufkommen nach selbstbestimmter Veranlagung übertraf alle Vergleiche und ermöglichte die Erhaltung eines ausgedehnten, vorzüglichen Schulwesens aus eigener Kraft. Es war die Kirche eines kleinen deutschen Stammes, umgeben von Fremden; Leib und Seele einer in sich gefügten Gemeinschaft. Deutsch und evangelisch deckten sich in ihr so nahtlos, daß selbst die wenigen deutschen Katholiken unter uns sich oft auf unseren evangelischen Friedhöfen begraben ließen; sie wollten nicht zwischen Madjaren liegen. Mag es immerhin eine nationale Befangenheit gewesen sein; doch damit kommt man dem Kern nicht nahe. Die siebenbürgische Glaubensfreiheit führte Menschen verschiedener Zunge zur Eintracht, was nur möglich war, wenn alle ihr Nationalgefühl nicht verrieten und das Volkstum der anderen achteten; und das geschah, unbeschadet der häufigen politischen Streitigkeiten, im Alltag der Massen durchaus und gerade dort am besten, wo die Kirche hineinspielte.

Wer es nicht erlebte, wird es kaum nachfühlen, wie diese Evangelische Landeskirche den Weg aller ihrer Glaubenskinder von der Taufe bis zum Tränenbrot durchseelte. Es sei wiederholt: bigott waren wir nicht. Wenn ich in Deutschland einer Konfirmation beiwohne, fällt mir stets auf, wie die Kinder geduckt und starr vor den Tisch des Herrn treten; die Mädchen sind zwar schwarz gekleidet, während sie bei uns auf dem Lande mit Blumensträußchen in bunter Tracht, in den Städten schneeweiß und erhabenen Hauptes vor dem Altar stehen; es ist ja ihre Kirche, der sich zu weihen Freude bedeutet, nur beim Gebet senken sich die Köpfe. Man war im Gotteshaus daheim, man trug sich frei und ohne Zeichen der Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und das alles hatte überwältigende Würde.

Unsere Ahnen bauten diese Gotteshäuser in den Dörfern zu befestigten Kirchenburgen aus und überdauerten in deren Schutz dreihundert Jahre Türkennot. Und wie die Kirche hier den Leib sicherte, so umschlang sie mit den Bruder- und Schwesterschaften von jeher die ganze Jugend. Es waren Verbände, die sich unter Aufsicht der Pfarrer nach alter Regel selbst verwalteten und Burschen und Mädchen in die Zucht der Gemeinschaft nahmen. Auch hier fehlte jegliche Bigotterie. Nachbarschaften verbanden die Erwachsenen von Haus zu Haus, auch hier mit Beteiligung der Kirche. In jedem Verein arbeiteten Geistliche mit, zumal in den Dörfern, sehr oft als Vorsitzende, wobei sie freilich von der Sache etwas verstehen mußten. Auch in allen politischen Körperschaften war die Kirche vertreten. Und so verlief jegliche Äußerung der Allgemeinheit im Zusammenwirken mit ihr. Die kirchliche Selbstverwaltung oblag vorwiegend dem Laien. Darum galt es als Ehre, in die Gemeindevertretung, ins Presbyterium (den geschäftsführenden Kirchenrat) oder gar ins Landeskonsistorium gewählt zu werden. Als mich die Kronstädter Jugend gegen Widerstände der „Alten“ ins Presbyterium brachte, rechnete mir ein Greis entrüstet vor, daß mit mir seit vierhundert Jahren zum erstenmal wieder ein nur knapp Dreißigjähriger dieser Auszeichnung teilhaft geworden sei.

Eine längst naturhaft wirkende Tradition von unerschütterlicher Lebendigkeit gewöhnte den kirchlichen Amtsleuten und den Pfarrern, wenn sie nicht gänzlich untauglich waren, ein hohes Maß innerer Sicherheit. Verkrampfungen bemerkte man selten. Das Menschliche hatte seinen heiter geduldeten Platz. Niemals fand ich anderswo so zahlreiche Geistliche, die ihre Schwächen fröhlich verlachen konnten und mit der Überlegenheit ihres täglich als notwendig erwiesenen Amtes selbst die tausend spöttelnden Anekdoten des Volkes über den Pfarrerstand weitererzählten, ohne sich im mindesten zu schaden. Ein Zug der Aufgeschlossenheit, der gegründeten Stärke war das Merkmal dieser Kirche, die so viel Würde hatte, so viel Farbe, so viel Innigkeit und so viele Persönlichkeiten. Es gehörte zu ihrem Los, daß die begabtesten Sachsen in jungen Jahren stets an ihr herummäkelten, um dann bald ihre tragende Ordnung zu begreifen. Mancher eifernde Geistliche, wenn er von der Universität noch etwas naß hinter den Ohren war, meinte ihr mehr Religiosität einimpfen zu müssen; aber ihre lebendige Christlichkeit war geformt, echter als dialektischer Überschwang. Noch heute erfährt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, an das Brausen der Choräle im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppiche herunterglühen, die einst die reisigen Kaufherren aus dem Morgenland als Opfergaben heimbrachten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger singen als dort im südöstlichsten gotischen Dom, dem größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel.

Der Bildungsstand des Klerus war hoch. Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarrer studiert haben. Geistliche brachten den Humanismus in diesen Teil Europas und sie schufen in protestantischer Bekehrungsfreude den Rumänen deren Schriftsprache. Sie errichteten bereits im 15. Jahrhundert bis ins letzte Dorf hinaus Schulen, in den Städten Gymnasien, so daß zuerst auf der Welt bei uns ein geschlossenes Volksschulwesen entstand; auch der Schulzwang ist unter den Sachsen Siebenbürgens früher als in Deutschland eingeführt worden. Weltverständnis und Kenntnisse der Geistlichen wurden noch dadurch entschieden gefördert, daß fast jeder zunächst eine Zeitlang Gymnasiallehrer sein mußte, ehe er in eine Pfarre gewählt wurde. Dann aber sog ihn die Gemeinde ein. Wehe dem, der sie enttäuschte! Die ersten des Presbyteriums, der Kurator und die zwei Kirchenväter, standen ihm zur Seite. Der eifrige Anteil aller Bürger an kirchlichen Dingen, zu denen immer als Augapfel der Sorgen die Schulen zählten, war eine ständige Prüfung für ihn und auch für die Pfarrerin, denn als „Frau Mutter“ leitete sie den Frauenverein und sah bei der weiblichen Jugend nach dem Rechten. So befruchteten sich Volk und Kirchendienst in spannungsreicher, schöpferischer Vereinigung, die gemeinsames Handeln, Leben und Sterben zeugte. Pfarrer sammelten unsere Sagen und Märchen, schrieben unsere Volkskunde und Geschichte, führten gelegentlich sogar die politischen Geschicke.

Bis ins letzte Jahrhundert, so lange der Zehnte sie löhnte, waren sie mit Einkünften wohlbedacht. Manches Pfarrhaus glich einem Schlößchen. Später aber, als die Besoldung kärglicher wurde und nach Enteignung ausgedehnter Kirchengründe durch die rumänische Bodenreform des Jahres 1922 oft monatelang ausblieb, verwandelte sich der einst herrenhafte Zuschnitt ihrer Lebensführung ins recht Bescheidene, zuweilen sogar in Armut. Ihre wirkende Stellung büßten sie dadurch nicht ein. Heute freilich gebietet die östliche Welt über die 175 000 siebenbürgischen Deutschen, die noch in der Heimat sitzen; es erübrigt sich, die Mühsale ihrer Kirche nachzuzeichnen, die, auf die Seelsorge beschränkt, nun schwerere Aufgaben unter trüben Verhältnissen als je zuvor erfüllt.

Matthias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom Jahre 1799 den Rat: „Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer . . . Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.“ Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgischen Landeskirche; immer berührten sie die Herzen dann am tiefsten, wenn sie, was eine besondere Fähigkeit unserer Geistlichen war, ihr Wort der Sprache des Volkes entnahmen. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus meiner Heimat, die darüber klagten, daß die Prediger in Deutschland ihnen nicht an die Seele greifen könnten; sie seien zu abstrakt, sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik versteht nur, wer in einer Volkskirche aufwuchs, die von kindauf ihren Angehörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im Alltag ist und dabei aus der Mitarbeit jedes einzelnen Kräfte zieht. Ihre Atmosphäre ist wie die eines reinen Elternhauses. Ich entsinne mich eines siebenbürgischen Pfarrers, der mir sagte, er fürchte den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, nicht über das Christentum zu reden, sondern christlich zu sein. Nehmt alles nur in allem: wie die Mahnung des Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Landeskirche zutrifft, so auch dies: sie war und ist eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, ein Ärgernis für gewisse Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben. Erdnah ist sie und vom Herzen her gottgehorsam.

Es lag große Gnade auf ihr, denn ihr Werk hätte ein deutscher Stamm im Meer der Fremde am vordersten Wall des Abendlandes nicht achthundert Jahre lang bis zum heutigen Tag bestehen können, und ohne ihre geistige und geistliche Hilfe wären diese Deutschen, deren Sendung es ist, im Südosten die europäische Lebenswelt zu verbreiten, auch zum Schaden anderer Völker und des Erdteils gescheitert.

ZEITWENDE

MONATSSCHRIFT

IN GEMEINSCHAFT MIT R. A. SCHRODER, HELMUTH SCHREINER,
KURT HUTTEN UND BERNT V. HEISELER HERAUSGEGEBEN VON
FRIEDRICH LÄNGENFASS UND OTTO GRÜNDLER

1. Juli 1951

- G. Rosenkranz: China und der Kommunismus (1)
Thomas Aich: Der polnische Nachbar (18)
Bernt von Heiseler: Stimme des Schutzengels (28)
Sergej Jurasow: Dochodiaga (29)
Dora Söllner: O Lilie schön (37)
Heinrich Rehbach: Das moderne Theater als Frage
an die Kirche (38)
Paul Schütz: Das Geschichtsgeheimnis unter den
biblischen „Zeichen der Zeit“ (46)

Umschau: Heinrich Zillich: Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen (56)
/ Hans Hermann Walz: Ökumenische Kommission für europäische Zu-
sammenarbeit (61) / Bernt von Heiseler: Buchkritisches Tagebuch (65) /
Josef Weinheber: Notturmo (71)

Stimmen von draußen: Charakterkrise in der Nachkriegszeit (72) / Ein
schwedischer Barabbas-Roman (73) / Idealismus der Freiheit (74) / Angel-
sächsischer Humor (74) / Christliche und nichtchristliche Humanisten (75)
/ Brasiliens Protestanten (77) / Italiens Waldenser (78) / Vier Jahrhun-
derte elsässischer Protestantismus (79)

Randbemerkungen: „Für das christliche Haus“ (80) / Realistische Ge-
schichtsprophetie (81) / „Botschaft an den Kaiser“ (83) / Antike, Philo-
sophie und Offenbarung (85) / Warum in Nancy? (88) / Stereotype Kul-
turen (89) / Vom Druck der ersten Bibel (90) / Zwiesprache (92)

EVÄNGELISCHES VERLAGSWERK · STUTTGART

23. Jahrgang

i k g s

Heft 1

An unsere Leser

Die Evangelische Kulturzeitschrift ZEITWENDE behält ihren Wert über den Tag hinaus. Auf wiederholten Wunsch aus dem Leserkreis beabsichtigen wir eine

Einbanddecke

für den 22. Jahrgang

für alle jene Leser herzustellen, die die ZEITWENDE gebunden aufbewahren wollen. Um eine Übersicht zu erhalten, wieviele Leser an der Lieferung einer Einbanddecke interessiert sind, erbitten wir Vorbestellung (zunächst unverbindlich). Den Preis werden wir vor Lieferung noch bekanntgeben.

Evangelisches Verlagswerk
Stuttgart, Postfach 927

Eine Ferien-Kur in

Sennrütli

regeneriert Ihren Organismus, wodurch Sie Ihre frühere Leistungsfähigkeit zurückerhalten.

Verlangen Sie Prospekt Nr. C/47-4

Kurhaus Sennrütli

Degersheim (Schweiz)
Tel. (071) 54141

Verlag: Evangelisches Verlagswerk G. m. b. H., Stuttgart-O. Steingrabenweg 7. Telefon 916 94. Postscheckkonto Stuttgart 10 952. Herausgeber: Dr. Friedrich Langenfaß, München 2, Karlstraße 20 / Schriftleitung: Dr. Otto Gründler, München 13, Salbeistraße 15. Fernruf 34 630. Für unverlangte Manuskripte wird keine Haftung übernommen; Rückporto ist beizufügen. Unverlangte Rezensionsexemplare werden nicht zurückgesandt. Anzeigenpreisliste Nr. 6. Druck: Rems-Druckerei, Schwäbisch Gmünd. Die „Zeitwende“ erscheint zur Zeit sechswöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis vierteljährlich (zwei Hefte) DM 3.90 zuzüglich Zustellgeld. Einzelheft DM 2.—.

Mitarbeiter dieses Heftes

Bernt von Heiseler, Brannenburg a. Inn (Oberbay.), Vorderleiten / Stadtvikar Heinrich Rehbach, München 9, Martin-Luther-Str. 4 / Professor Dr. Gerhard Rosenkranz, Tübingen, Mörikestr. 22 / Professor Lic. Dr. Paul Schütz, Hamburg 39, Alsterdorferdamm 10 / Dr. Hans Hermann Walz, Genf (Schweiz), 17 route de Malagnou / Dr. Heinrich Zillich, Starnberg (Oberbayern), Josef-Fischhaber-Straße 15.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte

Rolf Strehl: Das Zeitalter der Roboter. - Fritz Jaffé: Italiens Volk im europäischen Bewußtsein. - Hans Kody: Kirchliche Wandlungen im osteuropäischen Raum. - Erich Egner: Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft? - Eugen Roth: Der Mitschuldige. Erzählung. - Iwan Schmeljow: Das Apfelfest. Erzählung.

Preisherabsetzung einiger Bücher

Wir teilen den Freunden unserer Verlagsarbeit mit, daß wir die Preise für folgende Bücher wesentlich herabgesetzt haben:

Hans Werner Bartsch, Handbuch der evang.-theol. Arbeit, 1938 bis 1948, 140 Seiten, in Halbleinen geb. bisher DM 6.20, jetzt DM 3.20.

Julius Bodensieck, Ein brüderliches Wort. Reden, Predigten und Berichte, 104 Seiten, engl. brosch. bisher DM 2.80, jetzt DM 1.20.

Bernhard Heinrich Fork, ... Und folget ihrem Glauben nach, Gedenkbuch für die Blutzegen der bekennenden Kirche, 144 Seiten, 18 Bildn., in Halbleinen geb. bisher DM 6.80, jetzt DM 3.20.

Eugen Gerstenmaier, Herbert Krimm, Christian Berg, Die Kirche in der Öffentlichkeit, 80 Seiten, brosch. bisher DM 3.50, jetzt DM 1.20.

Landesbischof Meiser, Der lutherische Weltbund, Lund 1947, Berichte und Dokumente, 80 Seiten brosch. bisher DM 3.50, jetzt DM 1.20.

Evangelisches Verlagswerk G.m.b.H., Stuttgart

Postfach 927

i k g s

Die Hoffnung ist eine Seinsgröße. Der Zusammenschwung der Dinge ist es, der als Hoffnung im Menschen pulst. Im Hoffenden verwirklicht sich etwas davon, daß der Mensch gelebt wird, daß er ein Gehandelter, daß er ein Gehaltener ist inmitten seiner Preisgegebenheit. Als Sorgender ist der Mensch ganz in die Subjektivität abgesplittert, ist er erst recht und ganz sich selbst verfallen. Als Hoffender verrät er sein ursprüngliches, das heißt: von ihm unabhängig wirkendes Einbezogensein in ein gründendes Sein.

Ein hoffendes Wesen zu sein, gehört deshalb zum Anerschaffenen des Menschen. Es ist ein Schöpfungsmerkmal, ist eine Spur seines Erschaffenseins, die ihm verblieb bis in die Kraft seines Wähnens hinein. Vom Hoffen handelt deshalb nicht die Psychologie, sondern die Ontologie. Hoffen ist kein Tun des Menschen, sondern ein Erleiden. Es ist eine Ursprungsspur seiner Gottesbildlichkeit, die unaufhörlich von jenem anderen her einstrahlt und macht, daß Mensch-sein heißt, einer zu sein, der hofft.

Und das nun haben die biblischen Zeichen an sich, daß sie den Menschen in diesem Urelementaren anrufen, daß sie ihn anrufen als das Wesen, das hofft. „Wir heißen euch hoffen“ rufen sie über der Menschenwelt aus und erschließen das andere Tor, das dem höllischen abgekehrt zum Gottesreich hin sich öffnet.

Es gibt eine christliche Hoffnung, die zu den besonderen Charismen der Christenheit gehört. Sie ist das dritte und letzte der drei großen Charismen, von denen der Apostel am Schlusse des berühmten dreizehnten Korintherkapitels spricht. Sie ist das letzte und bis in unsere Zeit verhüllt gebliebene Charisma, so sehr auch die anderen beiden zu Tode gepredigt worden sind. Nicht auf psychoanalytische Kunststücke hin ist die herrliche Menschenkreatur geschaffen. Das, was sich in ihr staut an ungeheuren Kräften, das, was in ihr noch nicht ausgelöst ist, was andrängt an die Wand ihres Unfertigkeitseins als Sucht und Schuld hat nur einen Weg offen. Und dieser Weg ist der Weg schöpferischer Verwandlung, ist: das Leben in Hoffnung. Es gehört zu den Reifungen dieser Zeit, daß wir das Evangelium nicht mehr nur als Glauben zu erfahren wissen, sondern daß wir an dem Heilswort der Hoffnung heute wieder zu buchstabieren beginnen. Das ist ein Stück der „anderen“ Revolution, der Revolution, die auf Taubenfüßen kommt.

Das Christentum ist jung. Was sind zweitausend Jahre! Ein Augenaufschlag, nicht mehr. Mit dem Geschenk der Hoffnung treten wir in ein neues Zeitalter christlicher Existenz. Nun aber nicht mehr als Hoffnung des einzelnen auf sein Seligwerden, sondern als Hoffnung der ganzen Christenheit als des corpus mysticum mitten in den Gewaltläufen des Unberechenbaren, die sie für die Völkerwelt hat. Ja, für die ganze Schöpfung, von der derselbe Apostel sagt, daß sie in Wehen der Geburt seufzend kreißt und sich stumm ausstreckt nach der Befreiung der Söhne Gottes. Die aber ist das eigentliche Thema der Geschichte.

UMSCHAU

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Erinnerungen von Heinrich Zillich

Wenn daheim in Siebenbürgen der lutherisch-deutsche Bischof zur Visitation kam, fingen die Glocken zu läuten an, nicht bloß die unseren; nein, auch das Geläute der rumänischen orthodoxen oder griechisch-katholischen und der verschiedenen madjarischen Kirchen setzte ein. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Gotteshäusern. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof recht war, mußte den Höchsten der übrigen Konfessionen billig sein; denn Siebenbürgen hatte bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen von auswärts gelegten Gegenminen. Ich weiß nicht, ob sonst noch auf Erden sieben christliche und dabei national unterschiedene Kirchengemeinschaften so einträchtig wie hier beisammenhausten und sich die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses ganz ohne Augenblinzeln an einer Festtafel niederließen, um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrohter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelebt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Wir meinten dennoch, ohne es vor Fremden auszusprechen, daß unsere Kirche etwas Besonderes bedeutete. Diese Überzeugung hängt mit der geschichtlichen Bewußtheit zusammen, die das deutsche Leben meiner Heimat lenkte. Die Siebenbürger Sachsen, die trotz ihrem Namen Mosel- und Rheinfranken sind, kamen zwischen 1141 und 1160 auf Einladung eines ungarischen Königs in die Ödnis des Karpatenwalls. In großartigen Taten gründeten sie die ersten Städte des Südostens, gaben dem von ihnen zum Acker umgebrochenen Land auch das kulturelle Gesicht, erzogen dabei mittelbar die benachbarten Völker und halfen mit, sie in die abendländische Welt einzuschmelzen. Sie widerstanden überdies als vorderstes Bollwerk der Christenheit allen östlichen Angriffen, besonders den türkischen; durch ihre Hand lief ein wesentlicher Teil des Warenaustausches zwischen Morgen- und Abendland; den Bedarf einiger Länder deckte lange Zeit hindurch ihre eigene gewerbliche Erzeugung. Solche Leistungen gediehen bloß auf dem Boden einer gesunden und rechtlichen Ordnung, die sie sich im siebenbürgisch-deutschen Freitum schufen, einer Republik, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand. Das Kennzeichen dieses Gebildes, gewissermaßen eines Staates im Staate, ob nun der ungarische König, zeitweilig sogar der Sultan und dann der Kaiser die Oberhoheit ausübte, war der völlig freiheitliche innere Aufbau; es war die erste demokratische Landesverfassung in Europa, Jahrhunderte vor der Schweiz. Wie schon die alten Chronisten berichten, durchwaltete sie ein adeliger Geist. Kein Bauer war hörig. Die Amtleute und das weltliche Oberhaupt, der Sachsengraf,

wurden gewählt. Und es gab Jahrhunderte, in denen die Siebenbürger Deutschen auf dem Feld der großen Politik eine Macht darstellten. Eine so einzigartige Geschichte prägt den Charakter ihrer Träger; er ist zäh, fleißig, freiheitsliebend, rechtsbewußt, hellhörig in allen Fragen der Öffentlichkeit: schon die Kinder bedenken, ob ihre Handlungen den allgemeinen Nutzen nicht gefährden; Volkstreue gilt unbedingt, doch paarte sie sich bei diesen Vorposten des Abendlandes regelmäßig mit europäischer Blickweite.

Menschen solcher Prägung mußten ihrer Kirchenprovinz bereits in den katholischen Jahrhunderten vor Luther den eigenen Geist aufdrücken; sie verliehen ihr volkskirchliche Züge von Anbeginn. Die Pfarrer wurden auch damals auf Grund eines geforderten und bewilligten Rechts von der Gemeinde gewählt. Die Reformation brachte dann die kirchliche Unabhängigkeit. Klerus und Volk konnten sich niemals auseinanderleben; die wenigen Ausnahmen fallen fast als Kuriosa auf. Der Geistliche war Seelsorger und zugleich Wortführer der Gemeinde in vielen weltlichen Angelegenheiten. Seiner Wahl gingen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus; so stark erregte die Bestellung des kirchlichen Amtes die Herzen. Bischöfe oder Konsistorien konnten den stets auf Lebenszeit Gewählten, wenn er seine Pflicht erfüllte, weder versetzen noch entfernen. Wollte ihn eine andere Gemeinde haben, so lag es bei ihm, sich für sie oder für die bisherige zu entscheiden. Er verwurzelte in seinem Ort, der sich zu ihm bekannt hatte, fester als Priester, die durch behördliche Verfügung eingepflanzt worden wären. Und da freie Wahl auch den Bischof bestimmte, hatten alle Kirchenkinder das Gefühl, sich in ihm zu verkörpern, und gerade darum ermangelte er keineswegs einer gebietenden Stellung, sofern er dazu das Zeug hatte; ja, es gab manche herrscherliche Erscheinung auf dem Bischofssitz zu Birtählm und später zu Hermannstadt. Als nach siebenhundert Jahren das politische Freitum durch den nationalstaatlichen Chauvinismus der Madjaren 1867 aufgelöst wurde, sah fortan jeder Deutsche meiner Heimat im Bischof das Stammesoberhaupt, nicht bloß den Kirchenführer. Es vollzog sich damit ohne Machtgrundlage und rechtliche Setzung eine echte Übertragung der höchsten Vollmacht von der zerstörten weltlichen Eigenständigkeit auf die noch bestehende kirchliche; ein Akt natürlicher Selbstbehauptung eines Volksstammes, der kirchliches und politisches Gemeinschaftsleben nie scharf getrennt und in großen Aufgaben und Prüfungen gelernt hatte, sich ohne fremde Hilfe die Tragsäulen seines Daseins selbst zu schaffen. Der Bischof wurde zum lebenden Symbol der Siebenbürger Sachsen. Von jeher umgab ihn, wo er feierlich auftrat, ein gewisses Gepränge; nun bot es auch Anlaß zur nationalen Selbstbekundung. Mit sechs Pferden zog er, umgeben von berittenen Bauern oder Patriziern, umweht von den blauroten Fahnen des Sachsentums in blumengeschmückter Kalesche durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung in die Orte ein, die er amtlich besuchte. Aber auch dem kleinsten Dorfpfarrer gebührten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, wenn er, nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sah ich es noch, und ich sah Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutschen waren, den Bischof oder Pfarrer, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr. Zum Gedenken des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus fand in Kronstadt alljährlich das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche

geweihtes Fest draußen in Wald und Wiese, bald aber entwickelte es sich zum Volksfest der ganzen Stadt. Wenn der wunderbar bunte Zug der Kinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer und das Presbyterium, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden, um die Mitbürger und deren Glauben zu ehren.

Man mag einwenden, das sei schön und gut, solche Äußerlichkeiten aber besagten noch nichts darüber, wie diese Kirche, die offenbar so etwas wie ein Staatsersatz war, ihr verkündendes evangelisches Amt versehen habe. Die Achtung, die der Geistliche genoß, seine führende Stellung, die tiefe Vermählung des kirchlichen Lebens mit dem des Volkes können zweifellos als äußerliche Dinge aufgefaßt werden, aber nur, wenn man oberflächlich urteilt; bei rechter Einsicht verraten sie einen innerlichen Sachverhalt: die wirklich lebendige Gemeinde, die wirklich lebende Kirche.

Wir lernten als Kinder das Glaubensbekenntnis auch auswendig; doch es wäre uns absonderlich erschienen, hätte sich unsere Kirche in dem erschöpft, was wir da mit altertümlichen, nicht ganz durchdachten Worten bekannten. Sie war uns weit mehr, sie war die gültige, warme, heimatliche und heilige Hülle für unser Dasein. Wir lebten in ihr, wir standen in der Ordnung des Kirchenjahrs, gewiß nicht als bigotterie Leute, die wir nie waren und die man bei uns belächelte, wir lebten in aller Selbstverständlichkeit in ihr, auch diejenigen, die sich den Dogmen gegenüber abweisend verhielten; ja, ich gebe zu, angesichts des Dogmas müssen die meisten von uns als seltsame Lutheraner erscheinen. Dem Sein nach aber waren wir — es sei ohne Überheblichkeit festgestellt — wahrhaft lutherisch. Mancher neuzeitliche Protestant, der mehr christlich philosophiert als christlich lebt, wird dazu den Kopf schütteln. Es kam bei uns nicht auf Worte und Gebetsgesten an; eher wären unsere Werke zu erwähnen, was nun freilich wieder ein anfechtbarer Hinweis ist, doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß Hilfe für den Nebenmenschen bei uns Tugend war, so natürlich geübt, daß man wenig Aufhebens davon machte. Jeder, der der Kirche angehörte, beanspruchte, daß sie ihn nicht vergaß, wenn es ihm übel erging. Kein Laie und Pfarrer durfte sich da verweigern. Unser Kirchensteueraufkommen nach selbstbestimmter Veranlagung übertraf alle Vergleiche und ermöglichte die Erhaltung eines ausgedehnten, vorzüglichen Schulwesens aus eigener Kraft. Es war die Kirche eines kleinen deutschen Stammes, umgeben von Fremden; Leib und Seele einer in sich gefügten Gemeinschaft. Deutsch und evangelisch deckten sich in ihr so nahtlos, daß selbst die wenigen deutschen Katholiken unter uns sich oft auf unseren evangelischen Friedhöfen begraben ließen; sie wollten nicht zwischen Madjaren liegen. Mag es immerhin eine nationale Befangenheit gewesen sein; doch damit kommt man dem Kern nicht nahe. Die siebenbürgische Glaubensfreiheit führte Menschen verschiedener Zunge zur Eintracht, was nur möglich war, wenn alle ihr Nationalgefühl nicht verrieten und das Volkstum der anderen achteten; und das geschah, unbeschadet der häufigen politischen Streitigkeiten, im Alltag der Massen durchaus und gerade dort am besten, wo die Kirche hineinspielte.

Wer es nicht erlebte, wird es kaum nachfühlen, wie diese Evangelische Landeskirche den Weg aller ihrer Glaubenskinder von der Taufe bis zum Tränenbrot durchseelte. Es sei wiederholt: bigotterie waren wir nicht. Wenn ich in Deutschland einer Konfirmation beiwohne, fällt mir stets auf, wie die Kinder geduckt und starr

vor den Tisch des Herrn treten; die Mädchen sind schwarz gekleidet, während sie bei uns auf dem Lande mit Blumensträußchen in bunter Tracht, in den Städten schneeweiß und erhobenen Hauptes vor dem Altar stehen; es ist ja i h r e Kirche, der sich zu weihen Freude bedeutet, nur beim Gebet senken sich die Köpfe. Man war im Gotteshaus daheim, man trug sich frei und ohne Zeichen der Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und das alles hatte überwältigende Würde.

Unsere Ahnen bauten diese Gotteshäuser in den Dörfern zu befestigten Kirchenburgen aus und überdauerten in deren Schutz dreihundert Jahre Türkennot. Und wie die Kirche hier den Leib sicherte, so umschlang sie mit den Bruder- und Schwesterschaften von jeher die ganze Jugend. Es waren Verbände, die sich unter Aufsicht der Pfarrer nach alter Regel selbst verwalteten und Burschen und Mädchen in die Zucht der Gemeinschaft nahmen. Auch hier fehlte jegliche Bigotterie. N a c h b a r s c h a f t e n verbanden die Erwachsenen von Haus zu Haus, auch hier mit Beteiligung der Kirche. In jedem Verein arbeiteten Geistliche mit, zumal in den Dörfern, sehr oft als Vorsitzende, wobei sie freilich von der Sache etwas verstehen mußten. Auch in allen politischen Körperschaften war die Kirche vertreten. Und so verlief jegliche Äußerung der Allgemeinheit im Zusammenwirken mit ihr. Die kirchliche Selbstverwaltung oblag vorwiegend den Laien. Darum galt es als Ehre, in die Gemeindevertretung, ins Presbyterium (den geschäftsführenden Kirchenrat) oder gar ins Landeskonsistorium gewählt zu werden. Als mich die Kronstädter Jugend gegen Widerstände der „Alten“ ins Presbyterium brachte, rechnete mir ein Greis entrüstet vor, daß mit mir seit vierhundert Jahren zum erstenmal wieder ein nur knapp Dreißigjähriger dieser Auszeichnung teilhaft geworden sei.

Eine längst naturhaft wirkende Tradition von unerschütterlicher Lebendigkeit gewährte den kirchlichen Amtsleuten und den Pfarrern, wenn sie nicht gänzlich untauglich waren, ein hohes Maß innerer Sicherheit. Verkrampfungen bemerkte man selten. Das Menschliche hatte seinen heiter geduldeten Platz. Niemals fand ich anderswo so zahlreiche Geistliche, die ihre Schwächen fröhlich verlachen konnten und mit der Überlegenheit ihres täglich als notwendig erwiesenen Amtes selbst die tausend spöttehenden Anekdoten des Volkes über den Pfarrerstand weitererzählten, ohne sich im mindesten zu schaden. Ein Zug der Aufgeschlossenheit, der gegründeten Stärke war das Merkmal dieser Kirche, die so viel Würde hatte, so viel Farbe, so viel Innigkeit und so viele Persönlichkeiten. Es gehörte zu ihrem Los, daß die begabtesten Sachsen in jungen Jahren stets an ihr herummäkelten, um dann bald ihre tragende Ordnung zu begreifen. Mancher eifernde Geistliche, wenn er von der Universität noch etwas naß hinter den Ohren war, meinte ihr mehr Religiosität einimpfen zu müssen; aber ihre lebendige Christlichkeit war geformt, echter als dialektischer Überschwang. Noch heute erfäßt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, an das Brausen der Choräle, im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppiche herunterglühen, die einst die reisigen Kaufherren aus dem Morgenland als Opfergaben heimbrachten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger singen als dort im südöstlichsten gotischen Dom, dem größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel.

Der Bildungsstand des Klerus war hoch. Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarrer studiert haben. Geistliche brachten den Humanismus in diesen Teil Europas und sie schufen in protestantischer Bekehrungsfreude den Rumänen deren Schriftsprache. Sie errichteten bereits im 15. Jahrhundert bis ins letzte Dorf hinaus Schulen, in den Städten Gymnasien, so daß zuerst auf der Welt bei uns ein geschlossenes Volksschulwesen entstand; auch der Schulzwang ist unter den Sachsen Siebenbürgens früher als in Deutschland eingeführt worden. Weltverständnis und Kenntnisse der Geistlichen wurden noch dadurch entschieden gefördert, daß fast jeder zunächst eine Zeitlang Gymnasiallehrer sein mußte, ehe er in eine Pfarre gewählt wurde. Dann aber sog ihn die Gemeinde ein. Wehe dem, der sie enttäuschte! Die ersten des Presbyteriums, der Kurator und die zwei Kirchenväter, standen ihm zur Seite. Der eifrige Anteil aller Bürger an kirchlichen Dingen, zu denen immer als Augapfel der Sorgen die Schulen zählten, war eine ständige Prüfung für ihn und auch für die Pfarrerin, denn als „Frau Mutter“ leitete sie den Frauenverein und sah bei der weiblichen Jugend nach dem Rechten. So befruchteten sich Volk und Kirchendienst in spannungsreicher, schöpferischer Vereinigung, die gemeinsames Handeln, Leben und Sterben zeugte. Pfarrer sammelten unsere Sagen und Märchen, schrieben unsere Volkskunde und Geschichte, führten gelegentlich sogar die politischen Geschicke.

Bis ins letzte Jahrhundert, so lange der Zehnte sie löhnte, waren sie mit Einkünften wohlbedacht. Manches Pfarrhaus glich einem Schloßchen. Später aber, als die Besoldung kärglicher wurde und nach Enteignung ausgedehnter Kirchengründe durch die rumänische Bodenreform des Jahres 1922 oft monatelang ausblieb, verwandelte sich der einst herrenhafte Zuschnitt ihrer Lebensführung ins recht Bescheidene, zuweilen sogar in Armut. Ihre wirkende Stellung büßten sie dadurch nicht ein. Heute freilich gebietet die östliche Welt über die 175 000 siebenbürgischen Deutschen, die noch in der Heimat sitzen; es erübrigt sich, die Mühsale ihrer Kirche nachzuzeichnen, die, auf die Seelsorge beschränkt, nun schwerere Aufgaben unter trüberen Verhältnissen als je zuvor erfüllt.

Matthias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom Jahre 1799 den Rat: „Bleibe der Religion deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer ... Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet.“ Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgischen Landeskirche; immer berührten sie die Herzen dann am tiefsten, wenn sie, was eine besondere Fähigkeit unserer Geistlichen war, ihr Wort der Sprache des Volkes entnahmen. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus meiner Heimat, die darüber klagten, daß die Prediger in Deutschland ihnen nicht an die Seele greifen könnten; sie seien zu abstrakt, sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik versteht nur, wer in einer Volkskirche aufwuchs, die von kindauf ihren Angehörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im Alltag ist und dabei aus der Mitarbeit jedes einzelnen Kräfte zieht. Ihre Atmosphäre ist wie die eines reineren Elternhauses. Ich entsinne mich eines siebenbürgischen Pfarrers, der mir sagte, er fürchte den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, nicht über das Christentum zu reden, sondern christlich zu sein. Nehmt alles nur in allem: wie die Mahnung des Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Landeskirche zutrifft, so

auch dies: sie war und ist eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, ein Ärgernis für gewisse Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben. Erdnah ist sie und vom Herzen her gottgehorsam.

Es lag große Gnade auf ihr, denn ohne ihr Werk hätte ein deutscher Stamm im Meer der Fremde am vordersten Wall des Abendlandes nicht achthundert Jahre lang bis zum heutigen Tag bestehen können, und ohne ihre geistige und geistliche Hilfe wären diese Deutschen, deren Sendung es ist, im Südosten die europäische Lebenswelt zu verbreiten, auch zum Schaden anderer Völker und des Erdteils gescheitert.

Ökumenische Kommission für europäische Zusammenarbeit

Von Hans Hermann Walz

In Griechenland schickt man sich gerade an, die 1900ste Wiederkehr des Jahres festlich zu begehen, in dem das Christentum in der Gestalt des großen „Heidenapostels“, Paulus, zum ersten Mal europäischen Boden betreten hat. Was war das Christentum damals? Eine Kaufmannsfrau und der Direktor einer Strafanstalt, ein paar Frauen aus den besseren und eine größere Anzahl aus den einfacheren Ständen, vielleicht etliche Veteranen, die von ihrer Militärversorgung lebten, und wohl auch einige Sklaven, und in dieser Gruppe unsichtbar aber wirksam die Energien, die Reiche stürzen und bauen, Kulturen ausreißen und neue pflanzen sollten. Was ist das Christentum heute? Etwas, das fast überall einmal auf europäischem Boden in der einen oder anderen Weise höchst offizielle Religion gewesen ist, das aber trotz teilweise verzweifelten Anstrengungen diese Position jetzt nahezu überall verloren hat; etwas, das nun aber offensichtlich seinen eigenen Zusammenbruch überlebt und das da, wo es nicht nur als Schatten seiner früheren Macht übriggeblieben ist, geneigt erscheint, eben die frühere Machtfülle als bloßen Schatten seiner selbst zu beurteilen. Christlicher Glaube und Europa, sie haben von Haus aus nichts miteinander zu tun, so wenig wie ein Paar, das goldene Hochzeit feiert. Aber sie können sich nun nicht mehr lassen, weil eine Begegnung stattgefunden hat, die mehr ist als ein Rendezvous. Die Geschichte dieser Begegnung ist noch tiefer und reicher als jene der Begegnung zwischen Christentum und deutschem Geist, die uns Theodor Litt in entscheidender und gefährvoller Stunde so eindringlich vor Augen gehalten hat.

Die ökumenische Kommission für europäische Zusammenarbeit kündigt durch ihr Dasein die neue Phase dieser Geschichte an, soweit das zeitgenössische und also nicht überblickende, sondern hinblickende Auge das wahrnehmen kann. Die Mitglieder dieser Kommission, deren keiner Theologe, von denen aber eine ganze Anzahl aktive Politiker sind, scheinen entschlossen, Europa als eine politische Frage zu sehen, als nicht mehr und als nicht weniger. Das ist, besonders wenn es von kirchlicher Seite so geschieht, neu, überraschend und verheißungsvoll.

Bis in das siebzehnte Jahrhundert hinein war Europa keine Frage. Man hatte es unter den Füßen und brauchte es deshalb nicht im Kopf zu haben. Im siebzehnten

und achtzehnten Jahrhundert wurde es eine kulturelle Frage. Wir denken dabei in Deutschland an die repräsentative Reihe der guten Europäer in diesem Sinne von Leibniz bis Wilhelm von Humboldt. Europa war damit das Privileg einer bestimmten hochqualifizierten, aber auch hochstilisierten Schicht. Im neunzehnten Jahrhundert wurde Europa das Thema einer politischen Metaphysik und verfiel daher nach kurzer romantischer Glorifizierung wie alles Metaphysische der Verdächtigung. Europa war „Spekulation“ geworden in dem bezeichnenden Doppelsinn des Wortes. „Wer Europa sagt, der lügt“, meinte Bismarck. Der anti-spekulative „Positivismus“ in den Wissenschaften und die „Realpolitik“ des Reichsgründers haben viel Gemeinsames, im Guten wie im Bösen.

Heute meldet sich die Metaphysik wieder in der Arbeit der exakten Wissenschaften selbst — nicht spekulativ, sondern phänomenologisch. Heute meldet sich Europa wieder — nicht als kulturelle Idee, nicht als romantisches Erbe, sondern als politische Notwendigkeit des Tages. Es geht um äußerst nüchterne Erwägungen sozialökonomischer Art. „Alle Versuche, den Menschen in den europäischen Staaten gegen wirtschaftliche Unsicherheit zu schützen, sind zur Aussichtslosigkeit verurteilt, da diese Staaten zu klein geworden sind, um eine in wirtschaftlicher Hinsicht verantwortliche Gesellschaft aufzubauen.“ Die moderne Technik kann sich nur in größeren Wirtschaftseinheiten, als sie die europäischen Kleinstaaten darzustellen vermögen, rentabel auswirken. „Verteidigungsmittel sind in keiner Weise unterschieden von anderen Produkten der modernen Technik. Ein gutes Produkt kann nur durch Massenproduktion für einen großen Markt billig hergestellt werden.“ Dies sind Zitate aus dem ersten veröffentlichten Bericht der eingangs erwähnten Kommission, der den Titel „Europäische Entscheidungsfragen“ trägt.

Das ist das Neue. Europa ist eine Frage des richtigen oder falschen Kalküls geworden, der mit handwerklicher Präzision durchgeführt sein will. Wenn der Tischler falsch berechnet, so steht eben der Tisch nachher nicht. Wenn die Politiker heute falsch berechnen, so ist es um Europa geschehen. So sehen es offenbar die Männer der ökumenischen Kommission für europäische Zusammenarbeit, und ihr ganzes Bestreben ist nun darauf gerichtet, Fehlerquellen für diese notwendige und nüchterne Rechnung aufzudecken und auszumerzen.

Es gibt viele Fehlerquellen. Einige liegen darin, daß das Gefühl verführt, wo der Verstand führen sollte. Dann fürchtet man, wo man handeln, und handelt, wo man warten sollte. Einige liegen in der Bequemlichkeit, die sich nicht die Mühe nimmt, sich in die Lage anderer zu versetzen. Dann urteilt man, statt zu sehen, und sieht nur, statt Hand anzulegen. Einige liegen in der Unkenntnis und in dem Mangel an richtiger und vollständiger Information. Dann nimmt man die Dinge wichtig, die man weiß, und das sind meistens die Sorgen des eigenen Landes, und berücksichtigt nicht die Auswirkungen der eigenen Entscheidungen auf andere. Wie aber erkennt man diese Fehlerquellen im einzelnen? Die Kommission hat Nutzen gezogen aus der allgemeinen Erfahrung, daß man die Fehler des anderen besser zu sehen pflegt als die eigenen. Sie weist auf mögliche Fehlerquellen hin durch eine Liste höchst einschlägiger Fragen, Fragen, die konkret gerichtet sind an Frankreich und Italien, an Deutschland und Großbritannien und an Amerika. Diese Fragen sind nicht von einem neutralen Ort über den Nationen aus gestellt, sondern so, daß der eine den andern fragt und sich seine Frage gefallen läßt. So wird etwa Frankreich gefragt: „Seid Ihr euch dessen bewußt, daß euer europäischer

PAUL TILlich

Der Protestantismus

Prinzip und Wirklichkeit

Herausgegeben von August Rathmann

326 Seiten. Ganzleinen mit Schutzumschlag DM 14.-

„Mit diesem gedankenreichen Buch tritt P. Tillich, der 1933 nach USA ausgewanderte deutsche Theologe und Vorkämpfer für den christlichen Sozialismus zum ersten Mal wieder vor die deutsche Öffentlichkeit. Es ist ein schöpferisches Werk, das uns zur wahren Besinnung aufruft und aus dem Glauben an das Ewige aus dem Abgrund der Sinnlosigkeit herausführt.“

Evangelischer Kulturbund e. V.

„Tillich bemüht sich, die Wirklichkeit ohne jede Illusion zu sehen. Aber er sieht auch die ganze Fülle der Wirklichkeit, d. h. ihre Beziehung zu Gott — wie der mystische Realismus des Mittelalters. Aber er begnügt sich nicht damit, sondern er fragt: Was habe ich heute an diesen von Gott mir zugewiesenen Dingen zu tun? Unserer Zeit ist die proletarische Situation als Aufgabe zugewiesen, die Vermassung der Menschen aufzuheben, indem die Technik „theonom“, d. h. nach dem Gottesgesetz, verwendet wird, nicht „heteronom“ im Sinne einer Morallehre früherer Zeit oder zufälliger menschlicher Interessen, aber auch nicht „autonom“ nach eigener Willkür.

Der Tag

„Was Paul Tillich etwa über Religion und Ethik und besonders über das Gewissen sagt, ist für Kirche und Schule und für die Beseitigung alter Verirrung und Verkrampfungen auf beiden Seiten von Bedeutung. Wir stellen mit Dankbarkeit fest, daß hier ein christlicher Sozialist die westliche Welt in ihrer tiefen Problematik als Ganzes zusammenschaut und im Raume des spätkapitalistischen Nordamerika die Botschaft des Protestantismus auf dem Grunde der biblischen Rechtfertigungslehre vertritt.“

Evangelische Unterweisung

Zu beziehen durch den Buchhandel!

STEINGRÜBEN-VERLAG - STUTTGART

Stafflenbergstraße 28

i k g s

Jedermann muß Bescheid wissen . . .

was in Deutschland und der Welt vorgeht. Um auf allen bedeutenden Lebensgebieten umfassend, objektiv und sorgfältig vom Standpunkt der christlichen Lebensauffassung her unterrichtet zu sein, bestellen Sie zweckmäßigerweise die deutsche Wochenzeitung

CHRIST UND WELT

aktuell - illustriert - interessant

Gegen Einsendung des untenstehenden Bestellscheins wird Ihnen bei Aufgabe einer Abonnementsbestellung „Christ und Welt“

für die Dauer von 4 Wochen kostenlos

geliefert.

Nach Ablauf dieser Frist übernimmt die Zeitungsstelle des Postamtes neben der Auslieferung auch das Inkasso der Bezugsgebühren von DM 1.60 monatlich zuzüglich Zustellgeld.

Bestellschein

(im offenen Umschlag mit 4 Pfg. Porto absenden)

Der Unterzeichnete wünscht die regelmäßige Lieferung der Wochenzeitung „Christ und Welt“ (Stuttgart).

Name:

An

Vorname:

„CHRIST UND WELT“
Vertriebsleitung

Beruf:

Wohnort:

(14a) STUTTGART-O.

Straße:

Postfach 927

Nr.: Datum:

Unterschrift

ikgs

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt äußerte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und lutherischem Glauben so eng, daß "sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört".

Diese etwas überspitzte Bemerkung legt den Kern eines einzigartigen Gemeinschaftsgefühls bloß. Nirgendwo im deutschen Volk beseelte sich das Leben jedes Einzelnen, ja selbst der Kinder, so unmittelbar, natürlich und unverkrampft aus dem wachen Bewußtsein für die eigene Geschichte, die gemeinsamen Aufgaben, Rechte und Pflichten wie bei diesem kleinen Neustamm; hier war das Volkswesen so einheitlich, selbstsicher, diszipliniert und zugleich freiheitsdurstig, daß es auch die Kirche durchdrang und sich, umgekehrt, von ihr völlig durchdringen ließ, denn sie wurde nicht als Behörde empfunden, sondern schlechthin als Sache des Volkes, dem sie um Gotteswillen diene.

Sachsen nennt man irrtümlich die wohl zumeist aus Moselfranken Eingewanderten, die sich 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und halfen mit, sie der abendländischen Welt einzuschmelzen. Als vorderstes "Bollwerk der Christenheit", wie ein Papst die Sachsen lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit ihren Gewerbeerzeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder.

Diese großartigen Leistungen eines Stammes, der nie mehr als eine Viertelmillion Menschen zählte, wuchsen im Schutz ihres Freitums, der ersten demokratisch geordneten Republik Europas, die sich bis 1867 erhielt, Hörigkeit nicht kannte, feudale Vorrechte nicht duldete, doch jedem Bauer und Bürger gleiche Rechte gewährte, so daß, wie alte Chroniken schon melden, adliges Betragen allen zur Tugend wurde. Im Innern regierte sich das Freitum des "Königsbodens" unabhängig, gleichviel, ob der ungarische König, zeitweilig der Sultan und daraufhin der Kaiser als Oberherr auftrat. Die Amtleute, einschließlich des "Sachsengrafen", wurden gewählt. Durch zahllose Festungen und durch eine überragende

wirtschaftliche und kulturelle Stellung gesichert, fiel die "Universitas Saxonum" zuweilen sogar im Spiel der Großmächte ins Gewicht.

Eine solche Gemeinschaft formt ihre Glieder. Die siebenbürger Sachsen sind rechtsbewußt, zäh, fleißig, in öffentlichen Dingen hellhörig, unbedingt volkstreu. Niemand zögerte, dem gemeinen Nutzen den eigenen Vorteil unterzuordnen. Anders hätte sich dieses Häuflein nicht erhalten können. Ungewöhnlichem politischem Instinkt paarte sich das Sendungsgefühl, als Vorposten des Abendlandes unbeirrbar stehen zu müssen. Bar jeder knechtischen Beflissenheit vor Fremden, wie sie bei Deutschen sonst in Zeiten der Unfreiheit häufig sichtbar wird, hatte ihre Deutschheit europäische Blickweite und darum Verständnis für andere Völker. Rumänen und Madjaren lebten auf dem "Königsboden" freier als sonstwo unter eigenen Herren.

Als die deutschen Einwanderer in Siebenbürgen Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund verbriefter Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst; dies änderte sich bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie ein sächsisches Generaldechanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre weltliche Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk mittels seiner Körperschaften den Bischof bestellte. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein vom ungarischen Adel, von den Sachsen und dem madjarischen Szeklerstamm gleicherweise getragener Ständestaat, den drei Völker verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse bewohnten, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz. Die lutherisch-deutsche Kirche hatte also gewissermaßen das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet der Seelsorge, ganz natürlich zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Ihrer Wahl gingen oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte einen möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, verlieh ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, einen herrenhaften Rang, der freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der madjarische Chauvinismus das politische Freitum der Universitas Saxonum nach 700-jährigen Bestehen auflöste, die staatliche Ständeschafft erlosch, übertrugen sich mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt der Siebenbürger Sachsen, die Kirche als

wichtigste Volksordnung. Schon vorher waren weltliche und geistliche Gemeinschaft nie scharf getrennt worden. Inmitten eines Meeres anderer Völker und Religionen hatten die Sachsen gelernt, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten, sich die dafür nötigen Körperschaften zu schaffen und sie ineinander zu verklammern. Nun wurde die Kirche als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. Daß dabei ihr verkündendes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist unleugbar und manchmal beobachtet worden, doch jene gewohnte enge Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfand, sich ihrer anzunehmen, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Die wirklich lebendige Gemeinde und die wirklich lebende Kirche überdeckten sich. Hier kam es mehr auf betätigte Nächstenliebe, also auf Christlichkeit an, als auf Lehre und Dogmen.

Schriftgelehrten mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil da die Theologie nicht als das wichtigste angesehen wurde. Vielleicht haben aber solche Kritiker eine falsche Auffassung vom Sinn der Kirche. In allen sogenannten christlichen Ländern breiteten sich seit zwei Jahrhunderten materialistische Anschauungen aus, die gewachsene Ordnung zerbröckelte, die Vermassung der Menschen nahm zu. Bei den Deutschen Siebenbürgens dauerte die gesunde Gliederung der Gemeinschaft über den Untergang Österreich-Ungarns und auch unter rumänischer Herrschaft bis zum sowjetischen Sieg fort, obgleich Bauern und Bürger mit besonderer Energie und rascher als die Nachbarvölker die Technik ins Wirtschaften einführten. Dennoch fehlten unter ihnen Kommunisten und Sozialisten vollständig; denn wo die Kirche bis ins letzte Haus hinein, und sei es nur mit ihrer vom Volk als eigen empfundenen Organisation wirkt und die Kluft zwischen der Verkündigung und der Art, wie sich die Geistlichen selbst daran halten, nicht zu groß aufspringt, weil alles noch wirklich Leben ist, bietet sich sogar im Schatten der Fabriken und beim Lärm der Traktoren kein Platz für marxistische Gedanken. Einer Kirche freilich, die nur predigt, bekennt und lehrt, die weltlichen Anliegen ihrer Gläubigen aber nicht mitempfindet und zu verstehen bemüht ist, fehlt diese volkennährende und vom Volk zurückempfangene Kraft.

Die siebenbürgisch-~~lutherische~~ deutsche Lutherkirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimatliche, warme und gültige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer das Wohl der Gemein^eden mit Hingabe förderten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte bigotte Leute nicht, man belächelte sie; dennoch bewegten sich, trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Frömmigkeit, alle Siebenbürger Sachsen, selbst die Ungläubigen, im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar und selbstverständlich, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann. Nicht auf Worte und

Gebetsgesten kam es an, sondern auf die tiefe Verbundenheit mit der Gemeinde, auf das Mitleben.

Man verlangte, daß sich die Kirche um jeden von der Wiege bis zum Grab kümmer~~te~~, besonders wenn er in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichbarer Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, das schon im 15. Jahrhundert, beispiellos für Europa, allen Dörfern einen Lehrer stellte. Mit Blumen in der Hand gingen die Bäuerinnen in den Gottesdienst. Voll Freude strömte man zu den Festen heran. Man fühlte sich in der Kirche zuhause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und die dabei geltende Sitte, die unbedingt Beachtung forderte, hatte die hohe Würde, die nur dort zu finden ist, wo niemand gegen sie verstößt oder das Recht der Bräuche bezweifelt.

Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, so zum Beispiel dem Bischof sechs ~~Wagen~~ ~~von Pferde~~ ~~zu~~ ~~zaten~~, ~~wannxxxxxx~~ ~~feierlichen~~ ~~Generalvis~~ ~~itation~~ Pferde vor der blütengeschmückten Kutsche, wenn er zur feierlichen Generalvisitation einen Ort oder eine Stadt besuchte. Durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung zog er ein, umgeben von berittenen Bauern oder von Patriziern zu Roß, die in ihrer ka~~fe~~ebraunen verschnürten Tracht prunkten, die Marderfellmütze mit dem Federbusch auf dem Kopf, den edelsteinverzierten Krummsäbel an der Seite. Überall wehten die blauroten Fahnen des Sachsenentums. Die Glocken läuteten, nicht bloß die der lutherischen Kirchen sondern auch die der orthodoxen oder griechisch-katholischen rumänischen und der unitarischen, reformierten, calvinischen und römisch-katholischen Gotteshäuser der Madjaren. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Türmen. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof gebührte, mußte auch den Höchsten der übrigen Konfessionen bei ähnlicher Gelegenheit gewährt werden, denn Siebenbürgen hatte, wie erwähnt, bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen Gegenminen der Jesuiten im 18. Jahrhundert, bis selbst der Hof zu Wien sich damit beschied, und die spätere madjarische und zuletzt die rumänische Herrschaft nahmen das Erbe auf sich. Wer weiß, ob sonst ^{wo} auf Erden sieben christliche und dabei national verschiedene Kirchengemeinschaften eines Landes noch so einträchtig wie hier beisammenhausten und sich die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses ganz ohne Augenblinzeln an einer Festtafel niederlassen konnten - und es oft und gern taten - um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen, als wären sie, was ja bei rechtem Verstand sogar zutrifft, auf einen Herrn einge-

schworen, aber bloß in gesonderten Regimentern eingekleidet worden. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrohter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelebt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Die Deutschen waren dabei, ohne sich damit vor fremden Ohren zu brüsten, überzeugt, ihre Kirche sei etwas unvergleichlich Einzigartiges, und das läßt sich auch nicht bestreiten. Dieses Luthertum hatte neben seinen anderen Vorzügen Farbe und echte Tradition, die nicht mit der Reformation anfang; noch vor etlichen Jahrzehnten trugen die Pastoren in manchen Gemeinden an hohen Kirchentagen vor dem Altar die uralten katholischen Meßgewänder, was sonst in protestantischen Gegenden ein Greuel sein mag. Auch dem kleinsten Dorfpfarrer mußten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, Geläute und ein Spalier gestellt werden, wenn er nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sahen wir es noch vor zwölf Jahren, und sahen Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutschen waren, den Pfarrer und erst recht den Bischof, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr.

Zum Gedenken des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus, der in engster Verbindung mit den deutschen Reformatoren die Sachsen zum evangelischen Glauben bekehrt hatte, fand alljährlich in Kronstadt das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche geweihtes Fest draußen in Wald und Wiese, bald aber war es, so wie alles in diesem Lande ins Volkhafte hinüberglitt, zum Fest der Stadt geworden. Wenn der lange fröhliche Zug der Schulkinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer, das Presbyterium, die Prediger und Lehrer, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden zu, um die Mitbürger und deren Bekenntnis zu ehren.

Man darf nicht wännen, daß sich infolge der Glaubensfreiheit die Grenzen zwischen den Konfessionen verwischt hätten. Das Gegenteil war der Fall, aber man achtete einander. Mitunter kam ein einfältiges rumänisches Bäuerlein in Kronstadt oder Hermannstadt zu den Pfarrern der mächtigen deutschen Stadtkirchen, diesen südöstlichsten gotischen Gotteshäusern der Christenheit, und bat, es möge am Sonntag dafür gebetet werden, daß sein gemähtes Gras vom Regen verschont bleibe oder kein Dieb in seine Scheune steige, und wenn ihm geantwortet wurde: geh doch zu deinem Priester, dem orthodoxen, sagte das Bäuerlein: ach, ~~me~~ eure Kirche ist um so viel größer als die unsere, das zählt bei Gott mehr, worauf der lutherische Pfarrer, soweit er ~~was~~ kein Eiferer war, nickte und beim nächsten Gottesdienst zwar nicht

für des Bäuerleins Habe betet², aber ins allgemeine Gebet die Ernte einbezog, der Rumäne saß unten, war zufrieden und warf nachher einige Münzen in den Opferstock. Solches kam vor und war gut und christlich und heiter zugleich. Aber wer wäre jemals in Siebenbürgen seinem ererbten Glauben untreu geworden? Nach der Reformation kaum jemand.

Noch heute erfaßt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, ans Brausen der Choräler¹ im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppiche herunterglühten, die einst die reisigen Kaufleute aus dem Morgenland als Opfergabe heimgebracht hatten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger singen als dort im größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel, vor dem mancher vorübergehende Rumäne das Kreuz schlug. Damit verriet er seinen Glauben nicht; ihm schienen eben alle Kirchen heilig; Gott sieht ja nicht aufs Kleid, er sieht ins Herz; freilich, so riesige Bauten konnte er keineswegs übersehen.

So dachte man dort in Siebenbürgen, wo Volkstum und Religion, Kirche und Volksleben eine Einheit waren, und galt dies für die Rumänen^{und} Madjaren, so galt es für die Deutschen noch mehr. Denn bei ihnen waren die Gemeinschaftsformen ⁿmanigfaltiger und strenger.

Als Symbol eines so einheitlichen Gefüges bei den Deutschen wären die Kirchenburgen zu nennen, in denen man sich einst der Türkennot erwehrte. Wie das Gotteshaus als Festung gedient hatte, so umfaßten verschiedene Verbände die Gemeinschaft im Inneren. In Bruder- und Schwester-schaften scharte sich die Jugend unter selbstgewählten Führern, beaufsichtigt vom Pfarrer; die Erwachsenen aber umschloß die Nachbarschaft von Haus zu Haus, so daß ausnahmslos alle, irgendwo eingereiht, zum Ganzen hingelenkt waren. Die Nachbarschaft nahm Anteil bei den Taufen, feierte die Hochzeiten gemeinsam, trug die Toten zur letzten Ruhe; sie half, wo es nottat, sie glich Spannungen aus und pflegte die Geselligkeit. Die Rolle der Geistlichen ergab sich von selbst als anweisend und leitend. Dafür arbeiteten in der Kirchenverwaltung Laien entscheidend mit. Andererseits fehlte in den Vorständen weltlicher Körperschaften oder der Vereine und ländlicher Genossenschaften fast nie ein dafür geeigneter Pfarrer.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im Wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten sie über ihren Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich im mindesten etwas zu vergeben! Schon vor der Reformation erhielt keiner ein Amt, dem ein abgeschlossenes Studium an einer

europäischen, zumeist deutschen Universität fehlte. Doch damit war es nicht getan. Nur wer mehrere Jahre lang an einem heimischen Gymnasium unterrichtet hatte, durfte in eine freigewordene Pfarre gewählt werden. Auf solche Art flossen auch über die Pastoren die kulturellen Ströme des Reichs nach Siebenbürgen und stärkten dessen abendländische Bindung. Sächsische Pfarrer brachten den Humanismus in den Südosten und schufen in protestantischem Bekehrungseifer den Rumänen deren Schriftsprache, verfaßten und druckten die ersten rumänischen Bücher und gaben damit den Anstoß zum nationalen Erwachen dieses Volkes. Viel früher aber hatten sie die berühmten höheren deutschen Stadtschulen Siebenbürgens errichtet, die sie im 16. Jahrhundert lutherisch erneuerten, ständig den binnendeutschen Errungenschaften anglichen und bis zur Gegenwart betreuten. Auch die "tugendsame Frau Mutter", die Pfarrerin, konnte sich dem Dienst an der Allgemeinheit nicht entziehen. Ihr fiel der Vorsitz in den dörflichen Frauenvereinen zu; wehe ihr, wenn sie versagte oder dem sittlichen Vorbild, das man in ihr suchte, nicht entsprach. So stand das ganze Pfarrhaus gleichsam als Verkörperung der guten Kräfte der Gemeinde in einer Volks- und Kirchenpflicht, die sich vom eigentlichen Priestertlichen auf die verzweigtesten Felder des Alltags erstreckte und möglichst noch die geistigen und wissenschaftlichen Bereiche umgriff. Daher wundert es nicht, daß Pfarrer die deutsche Volkskunde und Geschichte Siebenbürgens schrieben, die Märchen und Sagen sammelten, zu Zeiten die politischen Geschehnisse nicht bloß beeinflussten, sondern sogar leiteten.

Am Saum des Abendlandes hätte der Stamm der Siebenbürger zum Segen anderer Völker und des Erdteils nicht 800 Jahre bestehen können ohne die Gnade, die auf seiner Kirche lag.

Als am 23. August 1944 eine Gruppe Bukarester Politiker den Sowjets den Weg ins Innere Rumäniens öffnete, dessen Ostgrenzen zweiundzwanzig deutsche Divisionen mitverteidigten, die nun weggespült wurden, stürzte die altgewohnte Welt dieses lutherischen Kirchenvolkes jäh zusammen.

Noch leben die meisten Siebenbürger Sachsen in der Heimat, nur die im Norden rings um Bistritz und Reen ansässig gewesen konnten auf Weisung Berlins im Treck Österreich und Deutschland erreichen, wozu noch etliche Tausend Flüchtlinge aus der Mitte und dem Süden kamen. Die zahlreichen Gemeinden um Kronstadt, Hermannstadt, Mediasch, Mühlbach und Schäßburg blieben fast ungemindert zuhause, verloren aber bald ihre bisherige soziale Struktur. Das deutsche Eigentum wurde meist aberkannt, fremde Siedler eingewiesen, so daß der Bauer samt seinen Angehörigen heute gezwungen ist, Lohnarbeit zu suchen, in die Fabriken zu wandern oder als Knecht den Kolchosen und neuen Hofbesitzern zu dienen. In den Städten erfolgte eine ähnliche Enteignung. Der schwerste Schlag traf die

Gemeinschaft im Januar 1945, als plötzlich alle Frauen und Mädchen vom achtzehnten bis dreißigsten, alle Männer vom siebzehnten bis fünfundvierzigsten Lebensjahr nach Rußland verschleppt wurden. Fünf Jahre dauerte die Fron. Dann kehrten sie zurück in die inzwischen völlig veränderte Heimat, manche entließ man auch nach Deutschland, doch weit über ein Zehntel ruht irgendwo in der Erde des Donezbeckens.

Der Zeitenwende fiel das dichte Netz der siebenbürgisch-sächsischen Vereine, Vertretungskörper, gelehrten und wirtschaftlichen Gesellschaften zum Opfer, die große Zahl der Genossenschaften, Vorschußkassen und Banken, die ihre Gewinne ohne Ausnahme zum Nutzen der Gesamtheit, vorwiegend der deutschen Lehranstalten, verwendet hatten. Was an Stelle dieser oft ehrwürdigen Einrichtungen ~~hiervon~~ trat, sind die Organisationsformen, mit denen sich der Bolschewismus überall durchzusetzen bestrebt ist. Das Schulwesen, obzwar noch mit deutscher Unterrichtsprache, erfuhr dieselbe Ausrichtung auf die Ideologie der Sieger.

Lediglich die lutherische Volkskirche besteht fort. Ein Bischof ist ihr Oberhaupt, wie das immer war. Ihre Gebräuche werden gepflegt. Beim Gottesdienst lauschen, wie man hört, mehr Besucher als früher. Und werden die christlichen Hauptfeste begangen, vereint sich die ganze Gemeinde; selbst die fürstlich anmutenden bäuerlichen Kirchentrachten, die das Entzücken der Fremden bildeten, sieht man noch. Ein verinnerlichtes religiöses Leben sei allenthalben spürbar, berichten Geflohene und Auswanderer, ~~von denen die letzten vor zwei Jahren nach Deutschland entkommen konnten.~~ Wenn man auch daneben den Einfluß einer materialistischen Jugenderziehung durch den Staat halten muß, so mag es doch richtig sein, daß die volksbefruchtende Kraft dieser Kirche sich weiter bewährt und die Mühsal der Zustände Trostbedürftigkeit und Gottesglauben der Menschen vertiefte.

Daß wir hierüber nichts Näheres, nur Anekdotisches wissen, keinen Einblick haben in die Einzelheiten der Kirche noch in ihre Handlungen, während zur Zeit der Reformation das wie eine abendländische Insel vom Islam umwogte Siebenbürgen in engster Verbindung mit Mitteleuropa verbleiben konnte, zeigt den Unterschied zwischen jener und unserer Epoche. Die Macht des totalitären Staates ist heute unbeschränkt; sperrt er die Grenzen, so sind sie versperrt; auch über die Kirchen gebietet sein Wille, und ihre Maßnahmen müssen sich ihm anpassen.

Sucht man sich auszumalen, welches Schicksal der deutschen Lutherkirche in Siebenbürgen bestimmt sein könnte, eilandhaft vereinsamt, wie sie ist, so fühlt man sich in eine beklemmende Ungewißheit gestoßen. Doch zugleich weiß man sich zum Vertrauen berechtigt, denn sie war besetzt von der Wurzel, die nach oben steigt, und von den Hunderttausend Wurzelfäden, die in den Herzen ihrer Kinder haften. Wie die dürftigen

Berichte bestätigen, halten Geistliche und Laien treu an ihr fest. Daher ist ihre Zukunft jener Gnade überantwortet, von der wir sagten, sie habe ihr immer beigestanden.

Mathias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom Jahre 1799 den Rat: "Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer.... Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet."

Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgisch-deutschen Landeskirche; fast alle sprachen mit den Worten des Volkes und scheuten das theologische Gerede und die wechselnden Modeausdrücke amtlicher Frömmerei. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus Siebenbürgen in Deutschland; sie klagten darüber, daß die Prediger hierzulande ihnen nicht an die Seele greifen könnten, sie seien zu abstrakt, sie hätten zu wenig Liebe. Wenn das nun auch eine Voreingenommenheit sein mag und Siebenbürger Sachsen gewisse binnendeutsche Schwächen, den mangelnden Volksstolz zum Beispiel und die Dienerei vor Fremden, so wenig leiden können, daß sie dann gern in Bausch und Bogen verurteilen, darf man ihnen hier keinen Vorwurf machen. Wer in einer echten Volkskirche aufwuchs, die von Kind auf ihren Angehörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im Alltag war und dabei aus der Mitarbeit jedes Einzelnen Kräfte zog, muß sich verlassen fühlen, wenn er Deutschlands große Gottesbauten sieht und hineingeht und dann die herznahe Sprache nicht hört, die er von daheim gewohnt ist. Er lebte einst in einer Kirche, deren Atmosphäre die eines reineren Elternhauses war; wofür der Ausspruch eines Pfarrers beachtenswert ist, der mir sagte, er fürchte den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, über das Christentum nicht zu reden, sondern christlich zu sein.

Nimmt man alles in allem, so darf man wohl feststellen: wie die Mahnung ^{des} Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Volkskirche zutrifft, so auch dieses: sie war eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, zuweilen ein Ärgernis für Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben, erdnah und vom Herzen her gottgehorsam. Und da sie auch heute wirkt, inmitten einer völlig verwandelten östlichen Welt, wollen wir darauf vertrauen, daß sie, die mit ihrem Volk Mongolen, Türken und Bedrohungen vieler Art überstanden hat, fortbestehe über jeden Wandel der Zeiten, der oft rascher erfolgt, als man es zu erhoffen wagt.

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt sagte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und Glauben so eng, daß "sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört". Mit dieser überspitzten Bemerkung wurde etwas Richtiges aufgehehlt. Bei wohl keinem anderen Stamm des deutschen Volkes beseelte sich das Leben jedes Einzelnen, ja selbst der Kinder, so unmittelbar, natürlich und unverkrampft aus dem wachen Bewußtsein für die eigene Geschichte, die gemeinsamen Aufgaben, Rechte und Pflichten wie bei diesem kleinen Neustamm; hier war das Volkswesen so einheitlich, selbstbewußt, diszipliniert und zugleich freiheitsdurstig, daß es auch die Kirche durchdrang und sich, umgekehrt, von ihr willig durchdringen ließ, denn sie wurde nicht als Behörde empfunden, sondern schlechthin als Sache des Volkes, dem sie um Gotteswillen diente.

(wohl zumeist aus , Eingewanderten)

Sachsen nennt man irrtümlich die Moselfranken, die sich um 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und schmolzen sie der abendländischen Welt ein. Als vorderstes "Bollwerk der Christenheit", wie ein Papst sie lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit eigenen Gewerbeerzeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder. Diese großartigen Leistungen eines Stammes, der nie mehr als eine Viertelmillion Menschen zählte, wuchsen im Schutze ihres Freitums, der ersten demokratisch geordneten Republik Europas, die sich bis 1867 erhielt, Hörigkeit nicht kannte, feudale Vorrechte nicht duldete, doch jedem Bauern und Bürger gleiche Rechte gewährte, so daß ^{wie alte Chroniken schon melden?} ~~damalige Verhältnisse~~ Betragen allen zur Tugend wurde. Im Inneren regierte sich das Freitum des "Königsbodens" unabhängig, gleichgültig, ob der ungarische König, zeitweilig der Sultan und daraufhin der Kaiser als Oberherr auftrat. Die Amtleute, einschließlich des Sachsengrafen, wurden gewählt. Durch zahllose Festungen gesichert, im Besitze einer durch Jahrhunderte ungebrochenen wirtschaftlichen und kulturellen Monopolstellung, fiel die Bedeutung der "Universitas Saxonum" zuweilen sogar im Spiel der Großmächte ins Gewicht.

Eine solche Gemeinschaft formt ihre Glieder: die siebenbürger Sachsen sind rechtsbewußt, zäh, fleißig, in öffentlichen Dingen hellhörig,

unbedingt volkstreu. Niemand zögerte, dem gemeinsamen Nutzen den eigenen Vorteil unterzuordnen. Anders hätte sich dieses Häuflein nicht erhalten können. Einem ungewöhnlichen politischen Instinkt paarte sich das Sendungsgefühl, als Vorposten des Abendlandes unbeirrbar stehen zu müssen. Bei jeder knechtischen Beflissenheit vor Fremden, wie sie bei Deutschen sonst in Zeiten der Unfreiheit häufig sichtbar wird, hatte ihre Deutschheit europäische Blickweite und darum Verständnis für andere Völker, die auf dem Königsboden freier lebten als allein unter ihresgleichen.

Als die Einwanderer Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund ihrer Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst und änderten dies bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie für sich ein Generaldechanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre ^{weltliche} Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk den Bischof betraute. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein Ständestaat von drei Völkern verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz. Die lutherisch-deutsche Kirche hatte das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet ihrer Seelsorgerschaft, zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Infolgedessen gingen ihrer Wahl oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte einen möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, ^{gewählte} übertrug ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, eine fast herrenhafte Stellung, die freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der madjarische Chauvinismus das politische Freitum nach 700-jährigem Bestehen auflöste, die staatliche Ständeschafft der Sachsen erlosch, ^{sich} übertrugen ~~diese~~ mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt, die Kirche als wichtigste Volksordnung. ^{Schon vorher} ~~Nie~~ waren weltliche und kirchliche Gemeinschaft ^{nie} scharf getrennt worden. Inmitten eines Meers anderer Völker und Religionen, hatten die Sachsen gelernt, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten und sich die zur Selbsterhaltung nötigen Körperschaften selbst zu schaffen. Die ^{und die inwieweit sie nicht zusammen} ~~umfaßte~~ ^{Kirche} ~~sie~~ ^{von jeher} wurde ^{Truppen} ~~ja~~ gewissermaßen als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. Daß dabei ihr verkündendes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist unleugbar und manchmal auch beobachtet worden, doch jene gewohnte enge

Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfing, helfend mitzuwirken, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Die wirklich lebendige Gemeinde und die wirklich lebende Kirche überdeckten sich. Hier kam es mehr auf betätigte Nächstenliebe, also auf Christlichkeit, an, als auf Theologie.

Schriftgelehrten, ~~die bekanntlich Christum gekreuzigt haben~~, mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil da die Theologie nicht als das wichtigste angesehen wurde. Vielleicht aber haben solche Kritiker eine falsche Auffassung vom Sinn einer Kirche. In allen sogenannten christlichen Ländern breitete sich seit zwei Jahrhunderten materialistische Anschauungen aus, die gewachsene Ordnung zerbröckelte, die Vermassung der Menschen nahm zu. Bei den Deutschen Siebenbürgens erhielt sich die gesunde Gliederung der Gemeinschaft bis zum sowjetischen Sieg, obgleich Bauern und Bürger mit besonderer Energie und rascher als die Nachbarvölker die Technik in ihr Wirtschaften einführten. Dennoch fehlten unter ihnen Kommunisten und Sozialisten vollständig; denn wo die Kirche bis ins letzte Haus hinein, und sei es nur ^{mit} durch ihre vom Volk ^{als} Eigentum empfundene Organisation, lebt, ~~wo~~ ^{mit} die Kluft zwischen der Verkündigung und der Art, wie sich die Kirche selbst ~~daran~~ hält, nicht zu groß aufspringt, weil alles noch wirklich Leben ist, bietet sich sogar im Schatten der Fabriken und beim Lärm der Dreschmaschinen kein Platz für marxistische Verlockungen. Einer Kirche freilich, die nur predigt, bekennt und lehrt, fehlt diese volkserhaltende Kraft.

Die siebenbürgisch-deutsche Lutherkirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimatliche, warme und gütige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer sich um das Wohl und Wehe der Kirchenkinder kümmerten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte Bigotte und Frömmel nicht, man belächelte sie; ^{man mag lachen} und trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Kirchlichkeit, ~~lebten~~ alle Siebenbürger Deutschen, selbst die Ungläubigen, mit offenkundiger Natürlichkeit im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann. Nicht auf Worte und Gebetsgesten kam es an, sondern auf die innere Verbundenheit mit der Kirchengemeinde, auf das Mitleben.

Man verlangte, daß die Kirche für jeden eintrete, der in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichter Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, ^{IKGS} übrigens das erste, schon im 15. Jahrhundert allgemein ausgebaut, Volksschulwesen der Welt. Von der Geburt bis zum Grab begleitete diese Kirche jeden. Mit Blumen in der Hand gingen die

Bäuerinnen in den Gottesdienst. Mit Freude strömte man zu den Kirchenfesten. Man fühlte sich in der Kirche zuhause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und das alles hatte oft überwältigende Würde. Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, dem Bischof sechs Pferde vor der Kutsche, selbst dem Dorfgeistlichen vier Rosse.

Ein Symbol für die Einheit von Volk und Kirche waren die Kirchenburgen, in denen man sich einst der Türkennot erwehrt hatte. Wie ~~sie~~ das Gotteshaus als Festung ^{hatte} diente, so umfaßten verschiedene Verbände die Gemeinschaft im Inneren. In Bruder- und Schwesterschaften scharte~~n~~ sich die Jugend unter selbstgewählten Führern, ⁱⁿ und ^{von} Aufsichtiger Pfarrer, die Erwachsenen aber umschloß die Nachbarschaft von Haus zu Haus, so daß ausnahmslos jeder, irgendwo eingereiht, zum Ganzen hingelenkt~~et~~ wurde. Die Nachbarschaft nahm Anteil bei den Taufen, feierte die Hochzeiten gemeinsam, trug die Toten zur letzten Ruhe, sie half, wo es nottat, sie glückte Spannungen aus und pflegte die Geselligkeit. Die Rolle der Geistlichen ergab sich von selbst als anweisend und leitend. In der Kirchenverwaltung arbeiteten Laien entscheidend mit. Andererseits fehlte, kaum jemals in den weltlichen Körperschaften, in Vereinen und ländlichen Genossenschaften, Pfarrer als Vorstandsmitglieder.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im Wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten diese Pfarrer über ihren eigenen Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich im mindesten zu schaden! Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarramtskandidat studiert haben; er wurde mit einer Pfarre erst betraut, wenn er eine Zeitlang Gymnasiallehrer gewesen war. ^{Diese} Pfarrer brachten den Humanismus nach Südosteuropa, schufen die rumänische Schriftsprache, ^{Schon früh die Rumänische, in griechischer, höherer} errichteten ^{im 16. Jahrhundert} höhere deutsche Schulen in den wichtigsten Orten. Ihre Frauen mußten sich der weiblichen Jugend annehmen. So stand das Pfarrhaus selbst in Volks- und Kirchenpflicht. Pfarrer schrieben die deutsche Volkskunde und Geschichte Siebenbürgens, sammelten die Märchen und Sagen, führten mitunter sogar die politischen Geschicke.

Von den nach Deutschland geflohenen Siebenbürgern klagte^{ten} viele darüber, hierzulande seien die Prediger zu abstrakt, sie griffen ihnen nicht an die Seele, sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik versteht^{te} wer in der Volkskirche aufwuchs, in jener unvergleichlichen Luft eines reineren Elternhauses. Nicht über das Christentum zu reden, sondern Christ zu sein, nannte mir ein siebenbürgisches Pfarrer^{seine} Aufgabe. Am Grenzsäum des Abendlandes hätte der Stamm der Siebenbürger zum Segen anderer Völker und des Erdteils nicht 800 Jahre bestehen können, ohne die Gnade, die auf seiner Kirche lag. Erst als am 23. August 1944 eine rumänische

Gruppe von Politikern die Sowjets ins Innere Rumäniens ^{einließ an} ~~rief~~ ^{Kämpfern} dessen Grenzen im Osten zweiundzwanzig deutsche Divisionen ~~verteidigen~~ ^{helfen} und nun weggespült wurden, änderte sich die gegründete Welt ~~auch~~ der Sachsen völlig. Noch leben die meisten, doch unter gänzlich verwandelten Zuständen in der Heimat, auch die Kirche besteht noch. Wir wissen wenig von ihren Verhältnissen.

Wenn die deutsche Volkskirche Siebenbürgens ein Beispiel dafür liefert, wie sich Luthertum durch lebendiges Sein und Wirken, sogar in einem Land, über das fremde Herrscher gebieten, fruchtbar erfüllen kann, so darf nicht vergessen werden, daß dies nur möglich ist, wenn die Geistlichen den Dienst für Gott mit dem Dienst für ihre Gemeinde zu verbinden wissen. Im Mai 1945 besuchte ^{ich} einen evangelischen Gottesdienst irgendwo in Deutschland. In Massen saßen da vertriebene und geschändete Frauen aus dem Osten. Sie starrten wie ich auf den Pfarrer, der auf der Kanzel überschwänglich für die Befreiung Deutschlands durch die Sieger dankte und mit keiner Silbe verriet, daß er begriffen hätte, wer seine Zuhörer waren, was die von ihm gepriesene Befreiung für sie bedeutete, was Verjagung und Schändung ^{war}. Selig, weil ein kirchenfeindliches Regime gestürzt ^{war} ~~wurde~~, ^{erhob} rief er mit verspätetem Mut seine Anklagen, ~~durch die Kirche~~, nicht ein Wort galt dem Entsetzen, das neues Unrecht auf die unter ihm Sitzenden so grauenhaft gehäuft hatte, daß er, ^{mit lebender Seele} ~~hätte er lieben können~~, ihr Leid ^{als} ~~zu dem~~ ^{migam} ~~hätte machen~~ ^{füllen} müssen. ~~Er war keine Ausnahme.~~ Verstört und nochmals verjagt gingen die Geschändeten aus seinem Tempel hinaus.

Aber ich habe mein Thema verlassen. ^{ich} ~~ich~~ berühre die Krise der evangelischen Kirche. Was ich sagen will, ist dies: vor der große Katastrophe, solange ich die siebenbürgisch-deutsche Kirche noch beobachten konnte, hat es dort keinen Pfarrer gegeben, der über das Leid der Gemeinde hinweggeblickt hätte.

Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Im Jahre 1899 besuchte Harnack die Deutschen Siebenbürgens; tief beeindruckt sagte er nachher, bei ihnen sei die Verbindung zwischen Deutschheit und Glauben so eng, daß "sie selbst nicht wissen, wo das eine anfängt und das andere aufhört". Mit dieser überspitzten Bemerkung wurde etwas Richtiges aufgehehlt. Bei wohl keinem anderen Stamm des deutschen Volkes beseelte sich das Leben jedes Einzelnen, ja selbst der Kinder, so unmittelbar, natürlich und unverkrampft aus dem wachen Bewußtsein für die eigene Geschichte, die gemeinsamen Aufgaben, Rechte und Pflichten wie bei diesem kleinen Neustamm; hier war das Volkswesen so einheitlich, selbstbewußt, diszipliniert und zugleich freiheitsdurstig, daß es auch die Kirche durchdrang und sich, umgekehrt, von ihr völlig durchdringen ließ, denn sie wurde nicht als Behörde empfunden, sondern schlechthin als Sache des Volkes, dem sie ~~am~~ Gotteswillen diente.

Sachsen nennt man irrtümlich die Moselfranken, die sich um 1150 nach einem Vertrag zwischen dem Reich und Ungarn in öden Gebieten am Karpatenwall ansiedelten. Sie gründeten die ersten Städte des Südostens, gaben Siebenbürgen das kulturelle Gesicht, erzogen durch ihr vorgelebtes Beispiel die benachbarten Völker und schmolzen sie der abendländischen Welt ein. Als vorderstes "Bollwerk der Christenheit", wie ein Papst sie lobte, überdauerten sie den Mongolensturm und dreihundert Jahre türkischer Vorstöße, schlugen den Handel zwischen Orient und Westeuropa um und deckten mit eigenen Gewerbeerzeugnissen den Bedarf der umliegenden Länder. Diese großartigen Leistungen eines Stammes, der nie mehr als ~~eine~~ Viertelmillion Menschen zählte, wuchsen im Schutze ihres Freitums, der ersten demokratisch geordneten Republik Europas, die sich bis 1867 erhielt, Hörigkeit nicht kannte, feudale Vorrechte nicht duldete, doch jedem Bauer~~n~~ und Bürger gleiche Rechte gewährte, so daß adlige Gesinnung allen zur Tugend wurde. Im Inneren regierte sich das Freitum des "Königbodens" unabhängig, gleichgültig, ob der ~~ungarische~~ König, zeitweilig der Sultan und daraufhin der Kaiser als Oberherr auftrat. Die Amtleute, einschließlich des Sachse~~n~~grafen, wurden gewählt. Durch zahllose Festungen gesichert, im Besitze einer durch Jahrhunderte ungebrochenen wirtschaftlichen und kulturellen Monopolstellung, fiel die Bedeutung der "Universitas Saxonum" zuweilen sogar im Spiel der Großmächte ins Gewicht.

Eine solche Gemeinschaft formt ihre Glieder: die siebenbürger Sachsen sind rechtsbewußt, zäh, fleißig, in öffentlichen Dingen hellhörig,

unbedingt volkstreu. Niemand zögerte, dem gemeinsamen Nutzen den eigenen Vorteil unterzuordnen. Anders hätte sich dieses Häuflein nicht erhalten können. Einem ungewöhnlichen politischen Instinkt paarte sich das Sendungsgefühl, als Vorposten des Abendlandes unbeirrbar stehen zu müssen. Bar jeder knechtischen Beflissenheit vor Fremden, wie sie bei Deutschen sonst in Zeiten der Unfreiheit häufig sichtbar wird, hatte ihre Deutschheit europäische Blickweite und darum Verständnis für andere Völker, die auf dem Königsboden freier lebten als allein unter ihresgleichen.

Als die Einwanderer Fuß faßten, dehnte sich die katholische Bistumsordnung auf sie aus, doch wählten sie auf Grund ihrer Rechte von Anbeginn die Pfarrer selbst und änderten dies bis zur Gegenwart nicht. Bald setzten sie für sich ein Generaldechanat durch. Doch erst die Reformation gab ihnen die auch politisch gern wahrgenommene Gelegenheit, ihre Kirche so unabhängig zu machen wie ihre ^{weltliche} Selbstverwaltung, wobei nicht, wie in Deutschland, ein Landesherr zum kirchlichen Oberhaupt aufstieg, sondern das Volk den Bischof betraute. Das sich damals bildende Fürstentum Siebenbürgen, ein Ständestaat von drei Völkern verschiedener Rechte und Glaubensbekenntnisse, erhob schon 1557 die Religionsfreiheit zum Gesetz. Die lutherisch-deutsche Kirche hatte das Volk zum Patron, und die Geistlichen, deren Amt vom Vertrauen der Gemeinde verliehen wurde, entwickelten sich, unbeschadet ihrer Seelsorgerschaft, zum Wortführer in vielen allgemeinen Angelegenheiten. Infolgedessen gingen ihrer Wahl oft leidenschaftliche Auseinandersetzungen voraus. Jede Gemeinde wollte eine möglichst tüchtigen Pfarrer haben, in dem sie sich wirklich vertreten fühlte. Einmal gewählt, ^{übertrug} ihm sein weitgespanntes Amt, aus dem ihn bei Tauglichkeit niemand versetzen konnte, eine fast herrenhafte Stellung, die freilich an die Mitarbeit der Laien gebunden und von ihr beschränkt blieb.

Als der madjarische Chauvinismus das politische Freitum nach 700-jährigem Bestehen auflöste, die staatliche Ständeschaft der Sachsen erlosch, ^{übertrugen diese} mit verblüffender Selbstverständlichkeit auf den Bischof die höchsten Vollmachten des Stammes. Das geschah nicht rechtens. Es war ein Vorgang der inneren Entscheidung. Fortan galt der Bischof als Oberhaupt, die Kirche als wichtigste Volksordnung. ^{Nicht von außen} ~~Nie~~ waren weltliche und kirchliche Gemeinschaft ^{klar} scharf getrennt worden. Inmitten eines Meers anderer Völker und Religionen, hatten die Sachsen gelernt, sich ohne fremde Hilfe zu behaupten und sich die zur Selbsterhaltung nötigen Körperschaften ^{aus sich selbst heraus zu entwickeln} selbst zu schaffen. Die ^{ganze} ~~umfaßte~~ ^{Tausende von} alle, sie wurde ⁱⁿ gewissermaßen als ein Ersatz der entwendeten Staatlichkeit betrachtet. ~~Bei~~ dabei ihr verkündendes Amt ins Hintertreffen geraten konnte, ist ~~unvergleichbar~~ und manchmal auch beobachtet worden, doch jene gewohnte enge

Vermählung zwischen ihr und dem Volk galt für beide Seiten, sowohl für die Kirche, die Volksfragen als einen Auftrag empfand, helfend mitzuwirken, wie für das Volk, sich der Kirche einzugliedern. Die wirklich lebendige Gemeinde und die wirklich lebende Kirche überdeckten sich. Hier kam es mehr auf betätigte Nächstenliebe, also auf Christlichkeit, an, als auf Theologie.

Schriftgelehrten, ~~die bekanntlich Christum gekreuzigt haben~~, mag diese Volkskirche mitunter ärgerlich erschienen sein, weil da die Theologie nicht als das wichtigste angesehen wurde. Vielleicht aber haben solche Kritiker eine falsche Auffassung vom Sinn einer Kirche. In allen sogenannten christlichen Ländern breitetensich seit zwei Jahrhunderten materialistische Anschauungen aus, die gewachsene Ordnung zerbröckelte, die Vermassung der Menschen nahm zu. Bei den Deutschen Siebenbürgens erhielt sich die gesunde Gliederung der Gemeinschaft bis zum sowjetische Sieg, obgleich Bauern und Bürger mit besonderer Energie und rascher als die Nachbarvölker die Technik in ihr Wirtschaften einführten. Dennoch fehlten unter ihnen Kommunisten und Sozialisten vollständig; denn wo die Kirche bis ins letzte Haus hinein, und sei es nur ^{mit} durch ihre vom Volk ^{als} Eigentum empfundene Organisation, lebt, ^{ist} ~~wo~~ die Kluft zwischen der Verkündigung und dem Art, wie sich die Kirche selbst ~~darin~~ hält, nicht zu groß aufspringt, weil alles noch wirklich Leben ist, bietet sich sogar im Schatten der Fabriken und beim Lärm der Dreschmaschinen kein Platz für marxistische Verlockungen. Einer Kirche freilich, die nur predigt, bekennt und lehrt, fehlt diese volkserhaltende Kraft.

Die siebenbürgisch-deutsche Lutherkirche war für ihre Mitglieder eine heilige, heimatliche, warme und gütige Hülle des Daseins, weil die Pfarrer sich um das Wohl und Wehe der Kirchenkinder kümmerten. Wer es nicht getan hätte, wäre als Pharisäer verachtet worden. Man liebte Bigotte und Frömmel nicht, man belächelte sie; ^{armut lebten} ~~und~~ ^{und} trotz einer gewissen Skepsis gegenüber betonter Kirchlichkeit, ~~lebten~~ alle Siebenbürger Deutschen, selbst die Ungläubigen, mit offenkundiger Natürlichkeit im Rahmen ihrer Kirche so unmittelbar, berührt von jedem kirchlichen Ereignis, wie dies in Deutschland überhaupt nicht begriffen werden kann. Nicht auf Worte und Gebetsgesten kam es an, sondern auf die innere Verbundenheit mit der Kirchengemeinde, auf das Mitleben.

Man verlangte, daß die Kirche für jeden eintrete, der in Not war. Weder Laie noch Pfarrer verweigerte sich dabei. Kirchensteuern in sonst unerreichter Höhe wurden freiwillig aufgebracht und ermöglichten ein vorzügliches Schulwesen, ^{ikgs} ~~übrigens~~ das erste, schon im 15. Jahrhundert allgemein ausgebaut, Volksschulwesen der Welt. Von der Geburt bis zum Grab begleitete diese Kirche jeden. Mit Blumen in der Hand gingen die

Bäuerinnen in den Gottesdienst. Mit Freude strömte man zu den Kirchenfesten. Man fühlte sich in der Kirche zuhause, trug sich frei, ohne Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und das alles hatte oft überwältigende Würde. Bei besonderen Anlässen wurde den Pfarrern ein traditionelles Gepränge zugebilligt, dem Bischof sechs Pferde vor der Kutsche, selbst dem Dorfgeistlichen vier Rosse.

Ein Symbol für die Einheit von Volk und Kirche waren die Kirchenburgen, in denen man sich einst der Türkennot erwehrt hatte. Wie ~~ist~~ das Gotteshaus als Festung ⁱⁿ diente, ^{sah} so umfaßten verschiedene Verbände die Gemeinschaft im Inneren. In Bruder- und Schwesterschaften scharte~~n~~ sich die Jugend unter selbstgewählten Führern ~~aber~~ ^{als} ~~aufsichtiger~~ ^{vom} Pfarrer, die Erwachsenen aber umschloß die Nachbarschaft von Haus zu Haus, so daß ausnahmslos jeder, irgendwo eingereiht, zum Ganzen hingelenkt~~et~~ wurde. Die Nachbarschaft nahm Anteil bei den Taufen, feierte die Hochzeiten gemeinsam, trug die Toten zur letzten Ruhe, sie half, wo es nottat, sie glück Spannungen aus und pflegte die Geselligkeit. Die Rolle der Geistlichen ergab sich von selbst als anweisend und leitend. In der Kirchenverwaltung arbeiteten Laien entscheidend mit. Andererseits fehlte, kaum jemals in den weltlichen Körperschaften, in Vereinen und ländlichen Genossenschaften, Pfarrer als Vorstandsmitglieder.

Geistliche, von denen so viel verlangt wurde, mußten weltoffen und selbstsicher sein, streng im Wesentlichen, heiter dem Belanglosen gegenüber. Ach, wie konnten diese Pfarrer über ihren eigenen Stand mit witzigen Anekdoten spötteln, ohne sich im mindesten zu schaden! Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarramtskandidat studiert haben; er wurde mit einer Pfarre erst betraut, wenn er eine Zeitlang Gymnasiallehrer gewesen war. ^{Diese} Pfarrer brachten den Humanismus nach Südosteuropa, schufen die rumänische Schriftsprache, errichteten im 16. Jahrhundert ~~höhere~~ deutsche Schulen in den wichtigsten Orten. Ihre Frauen mußten sich der weiblichen Jugend annehmen. So stand das Pfarrhaus selbst in Volks- und Kirchenpflicht. Pfarrer schrieben die deutsche Volkskunde und Geschichte Siebenbürgens, sammelten die Märchen und Sagen, führten mitunter sogar die politischen Geschicke.

Von den nach Deutschland geflohenen Siebenbürgern klagen ^{heute} viele darüber, hierzulande seien die Prediger zu abstrakt, sie griffen ihnen nicht an die Seele, sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik versteht ^{man} wer in der Volkskirche aufwuchs, in jener unvergleichlichen Luft eines reineren Elternhauses. Nicht über das Christentum zu reden, sondern Christ zu sein, nannte mir ein siebenbürgisches Pfarrer ^{als} seine Aufgabe.] Am Grenzsäum des Abendlandes hätte der Stamm der Siebenbürger zum Segen anderer Völker und des Erdteils nicht 800 Jahre bestehen können, ohne die Gnade, die auf seiner Kirche lag. Erst als am 23. August 1944 eine rumänische

Gruppe von Politikern die Sowjets ins Innere Rumäniens ^{einließ an} ~~1944~~ / dessen Grenzen im Osten zweiundzwanzig deutsche Divisionen ^{Kämpfern} verteidigen halfen und nun weggespült wurden, änderte sich die gegründete Welt auch der Sachsen völlig. Noch leben die meisten, doch unter gänzlich verwandelten Zuständen; in der Heimat, auch die Kirche besteht noch. Wir wissen wenig von ihren Verhältnissen.

Wenn die deutsche Volkskirche Siebenbürgens ein Beispiel dafür liefert, wie sich Luthertum durch lebendiges Sein und Wirken, sogar in einem Land, über das fremde Herrscher gebieten, fruchtbar erfüllen kann, so darf nicht vergessen werden, daß dies nur möglich ist, wenn die Geistlichen den Dienst für Gott mit dem Dienst für ihre Gemeinde zu verbinden wissen. Im Mai 1945 besuchte ^{ich} einen evangelischen Gottesdienst irgendwo in Deutschland. In Massen saßen da vertriebene und geschändete Frauen aus dem Osten. Sie starrten wie ich auf den Pfarrer, der auf der Kanzel überschwänglich für die Befreiung Deutschlands durch die Sieger dankte und mit keiner Silbe verriet, daß er begriffen hätte, wer seine Zuhörer waren, was die von ihm gepriesene Befreiung für sie bedeutete, was Verjagung und Schändung ^{war}. Selig, weil ein kirchenfeindliches Regime gestürzt ^{war}, ^{erhol} rief er mit verspätetem Mut seine Anklagen, ~~durch die Kirche~~, nicht ein Wort galt dem Entsetzen, das neues Unrecht auf die unter ihm Sitzenden so grauenhaft gehäuft hatte, daß er, ^{mit Einverständnis} ~~hätte er lieben können~~, ihr Leid ^{als} ~~zu dem seinen~~, ^{nigmas} ~~hätte machen~~ ^{fühlen} müssen. Er war keine Ausnahme. Verstört und nochmals verjagt gingen die Geschändeten aus seinem Tempel hinaus.

Aber ich habe mein Thema verlassen. ^{mit} ~~Ich~~ berühre die Krise der evangelischen Kirche. Was ich sagen will, ist dies: vor der große Katastrophe, solange ich die siebenbürgisch-deutsche Kirche noch beobachten konnte, hat es dort keinen Pfarrer gegeben, der über das Leid der Gemeinde hinweggeblickt hätte.

Über Die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Erinnerungen von Heinrich Zillich

Wenn daheim in Siebenbürgen der lutherisch-deutsche Bischof zur Visitation kam, fingen die Glocken zu läuten an, nicht bloß die unseren; nein, auch das Geläute der ~~griechisch-katholischen und der magyarischen römisch-katholischen, evangelischen, unitarischen und kalvinischen~~ Kirchen setzte ein. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Gotteshäusern. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof recht war, mußte den Höchsten der übrigen Konfessionen billig sein, denn Siebenbürgen hatte bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen von auswärts gelegten Gegenminen. Ich weiß nicht, ob sonst noch auf Erden sieben christliche und dabei national verschiedene Kirchengemeinschaften so einträchtig wie hier beisammenhausten und die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses, sobald ihr ~~Überhaupt im Ort weilte~~, sich beim Festmahl ganz ohne Augenblinzeln an ~~seiner Ehrenstafel~~ ^{an der Feststafel} ~~setzen~~ niederließen, um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrochter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelebt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Wir Deutschen meinten dennoch ~~in geheim~~, ohne es vor Fremden ~~zu~~ auszusprechen, daß unsere Kirche ~~etwas Besonderes~~ bedeutete. Diese Überzeugung hängt ~~hier mit~~ ^{zusammen} mit der geschichtlichen Bewußtheit, ~~daß~~ ^{daß} das deutsche Leben meiner Heimat ~~abließ~~ ^{lenkte}. Die Siebenbürger Sachsen, die trotz ihrem Namen Mosel- und Rheinfranken sind, kamen ~~zwischen 1141 und 1160 auf~~ ^{Einladung} eines ungarischen Königs in die Ödnis des Karpatenwalls. In großartigen Taten gründeten sie die ersten Städte des Südostens, gaben dem von ihnen zum Acker umgebrochenen Land auch das kulturelle Gesicht, erzogen dabei mittelbar die benachbarten Völker und ~~wirkten deren Einschmelzung in die abendländische Welt~~ ^{halfen mit, sie}. Sie hielten überdies als vorderstes Bollwerk der Christenheit ~~alle östlichen Angriffen ab~~ ^{angriffen, bekämpften von hiesigen; alles in die Hand der Hand in der Hand}. ~~Teil der Markmanstämme mußten~~ ^{Markmanstämme mußten} ~~ihnen abgeben~~ ^{ihnen abgeben} und schließlich deckte ihre eigene gewerbliche Erzeugung ~~durch~~ ^{findet} lange Zeitlaufe den Bedarf einiger Länder. Solche Leistungen gediehen bloß auf dem Boden einer gesunden und rechtlichen Ordnung, die sie sich im siebenbürgisch-deutschen Freitum schufen, einer Republik, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand. Das Kennzeichen dieses Gebildes, gewissermaßen eines Staates im Staate,

ob nun der ungarischen König, zeitweilig sogar der Sultan und dann der Kaiser die Oberhoheit ausübte, war der völlig freiheitliche innere Aufbau; ~~man könnte sagen, es habe hier~~ ^{unmittelbar} das erste demokratische ^{Landesverfassung in} Gemeinwesen Europas, ~~geblüht, Jahrhunderte vor der Schweiz; und nicht bloß auf irgend eine~~ ⁱⁿ ~~Freistadt, sondern auf ein ganzes Gebiet bezogen; es~~ ^{müßte} hinzugefügt werden, daß ein adliger Geist, was schon die alten Chronisten berichten, ~~die Gemeinschaft durchwaltete.~~ ^{ihre Intelligenz} Kein Bauer war hörig. Die Amtleute und das weltliche Oberhaupt, der Sachsengraf, wurden gewählt. Und es gab Jahrhunderte, in denen die Siebenbürger Deutschen auf dem Feld der großen Politik eine ~~gewichtige~~ ^{solche so} Macht darstellten. Diese einzigartige Geschichte prägte ~~ihnen~~ ^{ihren} Charakter; er ist zäh, fleißig, freiheitsliebend, rechtsbewußt, hellhörig in allen Fragen der Öffentlichkeit; schon die Kinder berücksichtigen, ob ihre Handlungen den allgemeinen Nutzen nicht gefährden; Volkstreue gilt unbedingt, doch paarte sie sich bei ~~diesen~~ ^{diesen} Vorposten des Abendlandes mit ~~einem europäischen Gewissen.~~ ^{regelmäßig} ~~Solche Menschen drückten~~ ^{solcher Prägung müßten} ihrer Kirchenprovinz ^{bereits} ~~gehörig~~ in den katholischen Jahrhunderten vor Luther den eigenen Geist ^{ausdrücken; sie} ~~verliehen~~ ^{auch} ihr volkskirchliche Züge von Anbeginn. Die Pfarrer wurden ~~ebenfalls~~ ^{eben} damals auf Grund eines geforderten und bewilligten Rechts von der Gemeinde gewählt. Die Reformation brachte dann die kirchliche Unabhängigkeit. Klerus und Volk konnten sich niemals auseinanderleben; die wenigen Ausnahmen, ~~die man dagegen anführen könnte, fallen im Fluß von achthundert Jahren fast als Kuriosa auf.~~ Der Geistliche war Seelsorger und zugleich Wortführer der Gemeinde in vielen weltlichen Angelegenheiten. Seiner Wahl gingen oft leistungsfähige Auseinandersetzungen voraus; ~~ein Beweis dafür, wie unangehoben~~ ^{so stark entzweit} ~~stark~~ die Bestellung des kirchlichen Amtes die Herzen ~~erregte.~~ Bischöfe oder Konsistorien konnten den ~~stet~~ ^{noch} für Lebenszeit Gewählten, wenn er seine Pflichten erfüllte, weder versetzen noch entfernen; ~~hätte~~ ^{so} ihn eine andere Gemeinde haben, so lag es bei ihm, sich für sie oder für die bisherige zu entscheiden. Er verwurzelte ^{an} seinem Ort, der sich zu ihm bekannt hatte, fester als Priester, die durch behördliche Verfügung hingepflanzt worden wären. Und da ~~auch~~ ^{auch} den Bischof freie Wahlbestimmte, hatten alle Kirchenkinder das Gefühl, sich in ihm zu verkörpern, und gerade darum erteilte er keineswegs einer gebietenden Stellung, sofern er dazu geeignet war; ja, es gab manche herrscherliche Erscheinung im Bischofssitz zu Birtäl und später zu Hermannstadt. Als nach siebenhundert Jahren das politische Freitum durch den nationalstaatlichen Chauvinismus der Madjaren 1867 aufgelöst wurde, sah fortan jeder Deutsche seiner Heimat im Bischof das Stammesoberhaupt, nicht bloß den Kirchenführer. Es vollzog sich damit ohne Machtgrundlage und rechtliche Setzung eine echte Übertragung der höchsten Vollmacht von der zerstörten weltlichen Eigenständigkeit auf die ~~kirchliche, noch bestehende; ein Akt natürlicher Selbstbehauptung eines~~

Volksstammes, der kirchliches und politisches Gemeinschaftsleben nie scharf getrennt ~~hatte~~ und in großen Aufgaben und Prüfungen gelernt hatte, ohne fremde Hilfe ~~zu bestehen und sich~~ die Tragsäulen seines Daseins selbst zu schaffen. Der Bischof wurde zum lebendigen Symbol der Siebenbürger Sachsen. Von jeher umgab ihn, wo er feierlich auftrat, ein gewisses Gepränge; nun bot es auch einen Anlaß zur nationalen Selbstbekundung. Mit sechs Pferden zog er, umgeben von berittenen Bauern oder Patriziern, umweht von den blauroten Fahnen des Sachsentums in blumengeschmückter Kalesche durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung in die Orte ein, die er amtlich besuchte. Aber auch dem kleinsten Dorfpfarrer gehörten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, wenn er nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sah ich es noch, und ich sah Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutsche waren, den Bischof oder Pfarrer, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr. Zum ^{Gedenken} ~~Gedenken~~ des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus fand in Kronstadt alljährlich das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche geweihtes ~~deutsches~~ Fest draußen in Wald und Wiese, ~~aber~~ bald entwickelte es sich zum Fest der ganzen ~~Stadt. Wenn der wunderbar bunte Zug der~~ ^{Stadt. Wenn der wunderbar bunte Zug der} Kinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer und das Presbyterium, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden, um ~~so~~ ^{wohl} die ~~deutschen~~ Mitbürger ~~als~~ ^{für} deren Glauben ~~sichtbarlich~~ zu ehren.

Man mag einwenden, das sei schön und gut, ~~aber~~ solche Äußerlichkeiten besagten noch nichts darüber, wie diese Kirche, die offenbar so etwas wie ein Staatsersatz ~~gewesen sei~~, ihr verkündendes evangelisches Amt versehen habe. Die Achtung, die der Geistliche genoß, seine führende Stellung, die tiefe Vermählung des kirchlichen Lebens mit dem des Volkes können zweifellos als äußerliche Dinge aufgefaßt werden, aber ^{nur, wenn man} ~~das wäre~~ ^{recht oberflächlich} ~~geurteilt~~; in diesen durchpulsten Kennzeichen verrät sich ~~ja~~ ⁱⁿ ein innerlicher Sachverhalt: die wirklich lebendige Gemeinde, die wirklich lebendige Kirche.

Wir lernten als Kinder das Glaubensbekenntnis auch auswendig; doch es wäre uns absonderlich erschienen, hätte ~~das~~ ^{als unsere Kirche in dem Maßstab} ~~was wir da mit~~ altertümlichen, nicht ganz durchdachten Worten bekannten, ~~unsere Kirche erschöpft~~. Sie war uns weit mehr, sie war die gültige, warme, heimatliche und heilige Hülle für unser Dasein. Wir lebten in ihr, wir standen in der Flut des Kirchenjahrs, gewiß nicht als bigotte Leute, die wir nie waren und die man bei uns belächelte ~~und etwas verächtlich betrachtete~~, wir lebten in aller Selbstverständlichkeit in ihr, auch diejenigen, die sich den Dogmen gegenüber abweisend verhielten; ja, ich gebe zu, angesichts des Dogmas müssen die meisten von uns als seltsame Lutheraner erscheinen.

Dem Sein nach aber waren wir - es sei ohne Überheblichkeit festgestellt - wahrhaft lutherisch. Mancher neuzeitliche Protestant, der mehr christlich philosophiert als christlich lebt, wird dazu den Kopf schütteln. Es kam bei uns nicht auf Worte und Gebetsgesten an; eher wären unsere Werke zu erwähnen, was nun freilich wieder ein anfechtbarer Hinweis ist, doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß Hilfe für den Nebenmenschen bei uns eine Tugend war, so natürlich geübt, daß man wenig Aufhebens davon machte. Jeder, der der Kirche angehörte, beanspruchte, daß sie ihn nicht vergaß, wenn es ihm übel erging. Kein Laie und Pfarrer durfte sich da verweigern. Unser Kirchensteueraufkommen nach selbst bestimmter Veranlagung übertraf ~~jeden~~ ^{alle} Vergleich und ermöglichte die Erhaltung eines ausgedehnten, hochwertigen Schulwesens aus ~~völlig~~ eigener Kraft. Er war die Kirche eines kleinen deutschen Stammes, umgeben von Fremden; Leib und Seele einer in sich gefügten Gemeinschaft. Deutsch und evangelisch deckten sich in ihr so nahtlos, daß selbst die wenigen deutschen Katholiken unter uns, sich oft auf unseren evangelischen Friedhöfen begraben ließen; sie wollten nicht zwischen Madjaren liegen. Mag es immerhin eine nationale Befangenheit gewesen sein; ^{das} damit kommt man dem Kern nicht nahe. Die siebenbürgische Glaubensfreiheit führte Menschen verschiedener Zunge zur Eintracht, was nur möglich war, wenn alle ihr Nationalgefühl nicht verrieten und das Volkstum der anderen achteten; und das geschah, unbeschadet der häufigen politischen Streitigkeiten, im Alltag der Massen durch- ~~wegs~~ ^{am besten} und gerade dort, wo die Kirche hineinspielte.

Wer es nicht erlebte, wird es kaum nachfühlen, wie diese Evangelische Landeskirche ~~der Deutschen Siebenbürgens~~ den Weg all ihrer Glaubenskinder von der Taufe bis zum Tränenbrot durchseelte. Es sei wiederholt: bigott waren wir nicht. Wenn ich in Deutschland einer Konfirmation beiwohne, fällt mir stets auf, wie die Kinder geduckt und starr vor den Tisch des Herrn treten; die Mädchen sind schwarz gekleidet, während sie bei uns auf dem Lande mit Blumensträußchen in bunter Tracht, in den Städten schneeweiß und erhobenen Hauptes vor dem Altar stehen; es ist ja ihre Kirche, der sich zu weihen Freude bedeutet; nur beim Gebet senken sich die Köpfe. Man war im Gotteshaus daheim, man trug sich frei und ohne Zeichen der Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und all das hatte überwältigende Würde.

Unsere Ahnen bauten diese Gotteshäuser in den Dörfern zu befestigten Kirchenburgen aus und überdauerten in deren Schutz dreihundert Jahre Türkennot. Und wie die Kirche hier den Leib sicherte, so umschlang sie mit den Bruder- und Schwesterschaften von jeher die ganze Jugend. Es waren Verbände, die sich unter Aufsicht der Pfarrer nach alter Regel selbst verwalteten und Burschen und Mädchen in die Zucht der Gemeinschaft nahmen. Auch hier fehlte jegliche Bigotterie. Nachbarschaften verbanden

die Erwachsenen von Haus zu Haus, ~~auch hier~~ mit Beteiligung der Kirche. In jedem Verein arbeiteten Geistliche mit, zumal in den Dörfern, ~~sehr~~ oft als Vorsitzende, wobei sie freilich von der Sache etwas verstehen mußten. Auch in allen politischen Körperschaften war die Kirche vertreten. Und so verlief jegliche Äußerung der Allgemeinheit im Zusammenwirken mit ihr. Die kirchliche Selbstverwaltung oblag vorwiegend den Laien. Darum galt es als Ehre, in die Gemeindevertretung, ins Presbyterium (den geschäftsführenden Kirchenrat) oder gar ins Landeskonsistorium gewählt zu werden. Als mich die Kronstädter Jugend gegen Widerstände der "Alten" ins Presbyterium brachte, rechnete mir ein Greis entrüstet vor, daß mit mir seit vierhundert Jahren zum erstenmal wieder ein nur knapp Dreißigjähriger dieser Auszeichnung teilhaft geworden sei.

Im ~~Strom~~ ~~Seiner~~ längst ~~fast~~ naturhaft wirkenden Tradition von unerschütterlicher Lebendigkeit gewährte ~~sich~~ den kirchlichen Amtsleuten und den Pfarrern, wenn sie nicht gänzlich ~~ungeeignet~~ ^{unfähig} waren, ein hohes Maß innerer Sicherheit. Verkrampfungen bemerkte man selten. Das Menschliche hatte seinen heiter geduldeten Platz. Niemals fand ich anderswo so zahlreiche Geistliche, die ihre Schwächen fröhlich verlachen konnten und mit der Überlegenheit ihres täglich als notwendig erwiesenen Amtes selbst die tausend spöttelnden Anekdoten des Volkes über den Pfarrstand weitererzählten, ohne sich im mindesten zu schaden. Ein Zug der Aufgeschlossenheit, der gegründeten Stärke war das Merkmal dieser Kirche, die so viel Würde hatte, so viel Farbe, so viel Innigkeit und so viele Persönlichkeiten. Es gehörte zu ihrem Los, daß ~~ihre~~ ^{die} begabtesten Sachsen in jungen Jahren ^{stets} an ihr herumkückelten, um dann bald ihre tragende Ordnung zu begreifen. Mancher eifrige ^{romm} Geistliche, wenn er von der Universität noch etwas naß hinter den Ohren war, meinte ihr mehr Religiosität einimpfen zu müssen; aber ihre lebendige Christlichkeit war geformt, echter als dialektischer Überschwang. Noch heute erfaßt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, an das Brausen der Choräle im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppiche herunterglühen, die einst die reisigen Kaufherren aus dem Morgenland als Opfergaben heimbrachten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger klingen als dort im südöstlichsten gotischen Dom, dem größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel.

Der Bildungsstand des Klerus war hoch. Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarrer studiert haben. Geistliche brachten den Humanismus in diesen Teil Europas und sie schufen in protestantischer Bekehrungsfreude den Rumänen deren Schriftsprache. Sie errichteten bereits im 15. Jahrhundert bis ins letzte Dorf hinaus Schulen, in den Städten Gymnasien, so daß zu-

erst auf der Welt bei uns ein geschlossenes Volksschulwesen entstand; auch der Schulzwang ist unter den Sachsen Siebenbürgens ^{früher als in} ~~vor~~ Deutschland ^{eine} durch-
geführt worden. Weltverständnis und Kenntnisse der Geistlichen wurden ^{mit} da-
durch entschieden gefördert, daß fast jeder zunächst eine Zeitlang Gymna-
siallehrer sein mußte, ehe er in eine Pfarre gewählt wurde. Dann aber sog
in die Gemeinde ein. Wehe dem, der sie enttäuschte! Die ~~ersten~~ des Pres-
byteriums, der Kurator und die zwei Kirchenväter, standen ihm ^{beide} ~~beide~~ ^{nebeneinander}. Der
eifrige Anteil aller Bürger an kirchlichen Dingen, zu denen immer als Aug-
apfel der Sorgen die Schulen zählten, war eine ständige Prüfung für ihn und
auch ^{für} die Pfarrerin, denn als "Frau Mutter" leitete sie den Frauenverein
und sah in der weiblichen Jugend nach dem Rechten. So befruchteten sich
Volk und Kirchendienst in spannungsreicher, schöpferischer Vereinigung,
die gemeinsames Handeln, Leben und Streben zeugte. Pfarrer sammelten unsere
Sagen und Märchen, schrieben unsere Volkskunde und Geschichte, führten
gelegentlich sogar die politischen Geschicke.

Bis ins letzte Jahrhundert, solange der Zehnte sie ^{lieferte} ~~zahlte~~, waren sie
mit Einkünften wohlbedacht. Manches Pfarrhaus glich einem Schloßchen. Spä-
ter aber, als die Besoldung kärglicher wurde und nach Enteignung ausgedehnter
Kirchengründe durch die Bodenreform, ^{die} ~~die~~ ⁱⁿ ~~der~~ ¹⁹²² ~~1922~~ ^{vernahm}, oft
monatelang ausblieb, verwandelte sich der einst herrenhafte Zuschnitt ih-
rer Lebensführung ins recht Bescheidene, ^{ja} ~~ja~~ ^{sogar} ~~etwa~~ ^{teilweise} in Armut.
Ihre wirkende Stellung hüßten sie dadurch nicht ein. Heute freilich gebie-
tet die östliche Welt über die 177.000 siebenbürgischen Deutschen, die noch
in der Heimat sitzen; es erübrigt sich, die Mühsale ihrer Kirche nachzu-
zeichnen, die, auf die Seelsorge beschränkt, nun schwerere Aufgaben unter
trüben Verhältnissen als je zuvor erfüllt.

Matthias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom
Jahre 1799 den Rat: "Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die
theologischen Kannengießer/....Nicht die frömmelnden, ^{aber} ~~aber~~ die frommen Men-
schen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im
Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch
nicht redet."

Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgischen Landeskirche; immer
berührten sie die Herzen dann am tiefsten, wenn sie, was eine besondere
Fähigkeit unserer Geistlichen war, ihr Wort der Sprache des Volkes entnah-
men. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus meiner Heimat, die darüber klag-
ten, daß die Prediger in Deutschland ihnen nicht an die Seele greifen könn-
ten; sie seien zu abstrakt; sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik ver-
steht nur, wer in einer Volkskirche aufwuchs, die von kindauf ihren Ange-
hörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im
Alltag ist und dabei ^{aus} ~~aus~~ der Mitarbeit jedes Einzelnen Kräfte zieht. Ihre
Atmosphäre ist wie die eines reineren Elternhauses. Ich entsinne mich eines

siebenbürgischen Pfarrers~~n~~, der mir sagte, er fürchtet~~n~~ den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, nicht über das Christentum zu reden, sondern christlich zu sein. Nehmt alles in allem: wie die Mahnung des Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Landeskirche zutrifft, so auch dies: sie war und ist eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, ein Ärgernis für gewisse Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben. Erdnah ist sie und vom Herzen her gottgehorsam.

Es lag große Gnade auf ihr, denn ohne ihr Werk hätte ein deutscher Stamm im Meer der Fremde am vorderster Wall des Abendlandes nicht 800 Jahre lang bis zum heutigen Tag bestehen können, und ohne ihre geistige und geistliche Hilfe wären diese Deutschen, deren Sendung es ^{man} ist, im Südosten die europäische Lebenswelt zu verbreiten, ^{man} gescheitert.

zum Gedenken anderer Völker mit der Zeit

Über die deutsche Volkskirche in Siebenbürgen

Von Heinrich Zillich

Wenn daheim in Siebenbürgen der lutherisch-deutsche Bischof zur Visitation kam, fingen die Glocken zu läuten an, nicht bloß die unseren; nein, auch das Geläute der rumänischen ~~orthodoxen oder griechisch-katholischen~~ und der ~~madjarischen römisch-katholischen, evangelischen, unitarischen und kalvinischen~~ Kirchen setzte ein. In einem einzigen Chor dröhnte es von allen Gotteshäusern. Versteht sich, es beruhte auf Gegenseitigkeit. Was dem Sachsenbischof recht war, mußte den Höchsten der übrigen Konfessionen billig sein, denn Siebenbürgen hatte bald nach der Reformation die Glaubensfreiheit verkündet und hielt daran fest trotz manchen von auswärts gelegten Gegenminen. Ich weiß nicht, ob sonst noch auf Erden sieben christliche und dabei national verschiedene Kirchengemeinschaften so einträchtig wie hier beisammenhausten und ^{mit} die Geistlichen jeglichen Bekenntnisses, sobald ihr überhaupt im Ort weilte, sich beim Festball ganz ohne Augenblinzeln an ~~seiner Thronstafel~~ ^{an seiner Tafel} niederließen, um einander in beschwingten und heiteren Ansprachen eine ehrliche Verbeugung zu machen. Es wurde da seit Jahrhunderten Europa an dessen bedrohter Kulturgrenze ein Beispiel vorgelebt, das freilich weder in Ost noch West Nachfolge fand.

Wir Deutschen meinten dennoch, ~~insgeheim~~, ohne es vor Fremden ~~zu~~ auszusprechen, daß unsere Kirche, gemessen an den übrigen, etwas Besonderes bedeutete. Diese Überzeugung hängt ^{mit} ~~nicht~~ der geschichtlichen Bewußtheit ^{zusammen, die} ~~in der~~ das deutschen Leben meiner Heimat ~~abließ~~ lenkte. Die Siebenbürger Sachsen, die trotz ihrem Namen Mosel- und Rheinfranken sind, kamen ~~*****~~ zwischen 1141 und 1160 auf ^{Einladung} ~~Bitte~~ eines ungarischen Königs in die Ödnis des Karpatenwalls. In großartigen Taten gründeten sie die ersten Städte des Südostens, gaben dem von ihnen zum Acker umgebrochenen Land auch das kulturelle Gesicht, erzogen dabei mittelbar die benachbarten Völker und ^{mit} bewirkten deren Einschmelzung in die abendländische Welt; sie ^{mit} ~~hatten~~ überdies als vorderstes Bollwerk der Christenheit allen östlichen Angriffen, besonders den türkischen; ~~stand~~, außerdem liefen durch ihre Hand ein wesentlicher Teil des Warenaustausches zwischen Morgen- und Abendland; und schließlich deckte ihre eigene gewerbliche Erzeugung durch lange Zeitläufte den Bedarf einiger Länder. Solche Leistungen gediehen bloß auf dem Boden einer gesunden und rechtlichen Ordnung, die sie sich im siebenbürgisch-deutschen Freitum schufen, einer Republik, welche bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestand. Das Kennzeichen dieses Gebildes, gewissermaßen eines Staates im Staate,

ob nun der ungarischen König, zeitweilig sogar der Sultan und dann der Kaiser die Oberhoheit ausübte, war der völlig freiheitliche innere Aufbau; ^{monarchische Prinzip} man könnte sagen, es habe hier ^{Landesregierung in} die erste demokratische ^{Landesregierung in} Gemeinwesen Europas ~~geblüht~~, Jahrhunderte vor der Schweiz; und nicht bloß auf irgend-eine Freistadt, sondern auf ein ganzes Gebiet bezogen; es muß ^{hin} hinzugefügt werden, daß ^{ein} adliger Geist, was schon die alten Chronisten berichteten, die ^{se} Gemeinschaft durchwaltete. Kein Bauer war hörig. Die Amtleute und das weltliche Oberhaupt, der Sachsengraf, wurden gewählt. Und es gab Jahrhunderte, in denen die Siebenbürger Deutschen auf dem Feld der großen Politik eine ^{Ein} gewichtige Macht darstellten. ^{ihre Träger} Diese einzigartige Geschichte prägte ^{ihnen} den Charakter; er ist zäh, fleißig, freiheitsliebend, rechtsbewußt, hellhörig in allen Fragen der Öffentlichkeit; schon die Kinder berücksichtigen, ob ihre Handlungen ^{den} allgemeinen Nutzen nicht gefährden; Volkstreue gilt unbedingt, doch paarte sie sich bei ^{ihnen} diesen Vorposten des Abendlandes mit ^{regelmäßig} einem europäischen ^{solcher Prägung mußten} Gewissen. ^{bereits} ~~Aufmerksamkeit~~.

~~Solche Menschen drückten~~ ihrer Kirchenprovinz, ^{auftraten} ~~sehen~~ in den katholischen Jahrhunderten vor Luther den eigenen Geist ^{auf} auf, ^{auch} sie verliehen ihr volkskirchliche Züge von Anbeginn. Die Pfarrer wurden ~~sehen~~ damals auf Grund eines geforderten und bewilligten Rechts von der Gemeinde gewählt. Die Reformation brachte dann die kirchliche Unabhängigkeit. Klerus und Volk konnten sich niemals auseinanderleben; die wenigen Ausnahmen, ~~die man~~ dagegen anführen könnte, ~~fallen im Fluß von sechshundert Jahren fast als~~ Kuriose auf. Der Geistliche war Seelsorger und zugleich Wortführer der Gemeinde in vielen weltlichen Angelegenheiten. Seiner Wahl gingen oft leischäftliche Auseinandersetzungen voraus, ein Beweis dafür, wie ~~ungeheuer~~ stark die Bestellung des ^{lichen} kirchlichen Amtes die Herzen erregte. Bischöfe oder Konsistorien konnten den ~~stet~~ für Lebenszeit Gewählten, wenn er seine Pflichten erfüllte, weder versetzen noch entfernen. ^Wollte ihn eine andere Gemeinde haben, so lag es bei ihm, sich für sie oder für die bisherige zu entscheiden. Er verwurzelte ⁱⁿ seinem Ort, der sich zu ihm bekannt hatte, fester als Priester, die durch behördliche Verfügung hingepflanzt worden wären. Und da ^{auch} den Bischof freie Wahl bestimmte, hatten alle Kirchenkinder das Gefühl, sich in ihm zu verkörpern, und gerade darum erman-gelte er keineswegs einer gebietenden Stellung, sofern er dazu geeignet war; ja, es gab manche herrscherliche Erscheinung im Bischofssitz zu Birt-hälm und später zu Hermannstadt. Als nach siebenhundert Jahren das poli-tische ~~Freitum~~ durch den nationalstaatlichen Chauvinismus der Madjaren 1867 aufgelöst wurde, sah fortan jeder Deutsche seiner Heimat im Bischof das Stammesoberhaupt, nicht bloß den Kirchenführer. Es vollzog sich damit ohne Machtgrundlage und rechtliche Setzung eine echte Übertragung der höch-sten Vollmacht von der zerstörten weltlichen Eigenständigkeit auf die kirchliche, noch bestehende; ein Akt natürlicher Selbstbehauptung eines

ing Volksstammes, der kirchliches und politisches Gemeinschaftsleben nie scharf getrennt ~~hatte~~ und in großen Aufgaben und Prüfungen gelernt hatte, ohne fremde Hilfe ~~zu bestehen~~ ^{aufstehen} und sich die Tragsäulen seines Daseins selbst zu schaffen. Der Bischof wurde zum lebendigen ^{ist} Symbol der Siebenbürger Sachsen. Von jeher umgab ihn, wo er feierlich auftrat, ein gewisses Gepränge; nun bot es auch ~~einen~~ Anlaß zur nationalen Selbstbekundung. Mit sechs Pferden zog er, umgeben von berittenen Bauern oder Patriziern, umweht von den blauroten Fahnen des Sachsentums in blumengeschmückter ~~Kälesse~~ ^{schle} durchs Spalier der Schüler und der gesamten Bevölkerung in die Orte ein, die er amtlich besuchte. Aber auch dem kleinsten Dorfpfarrer gebührten vier Pferde, Fahnen, Blumen und ein Reitergefolge, wenn er nach der Wahl in seine Gemeinde eingeholt wurde. So sah ich es noch, und ich sah Bürgermeister und hohe Staatsbeamte, selbst wenn sie keine Deutsche waren, den Bischof oder Pfarrer, den Hut in der Hand, an der Ortsgrenze begrüßen und sich dann dem langen Wagenzug einordnen, der hinter dem geistlichen Herrn herfuhr. Zum ~~ersten~~ ^{Gedenken} des siebenbürgischen Reformators Johannes Honterus fand in Kronstadt alljährlich das berühmte Honterusfest statt, ein ursprünglich der Schule und Kirche geweihtes ~~deutsches~~ Fest draußen in Wald und Wiese, ^{Volkes} aber bald entwickelte es sich zum Fest der ganzen Stadt. Wenn der wunderbar bunte Zug der ~~ganzen Stadt und aller darin wohnenden Völker~~ Kinder, Vereine und Zünfte, vornweg der Stadtpfarrer und das Presbyterium, durch die Gassen schritt, sperrten auch die nichtdeutschen Kaufleute ihre Läden, um ~~so~~ ^{Hut} wohl die ~~deutschen~~ Mitbürger als deren Glauben sichtbarlich zu ehren.

aber Man mag einwenden, das sei schön und gut, ~~aber~~ solche Äußerlichkeiten besagten noch nichts darüber, wie diese Kirche, die offenbar so etwas wie ein Staatersatz ~~gewesen sei~~ ^{war}, ihr verkündendes evangelisches Amt versehen habe. Die Achtung, die der Geistliche genoß, seine führende Stellung, die tiefe Vermählung des kirchlichen Lebens mit dem des Volkes können zweifellos als äußerliche Dinge aufgefaßt werden, aber ^{nur, wenn man} ~~das wäre~~ ^{echt} oberflächlich ~~geurteilt~~; in diesen durchpulsten Kennzeichen verrät sich ^{bei näherer Einsicht} ~~da~~ ein innerlicher Sachverhalt: die wirklich lebendige Gemeinde, die wirklich lebendige Kirche.

Wir lernten als Kinder das Glaubensbekenntnis auch auswendig, doch es wäre uns absonderlich erschienen, hätte das, was wir da mit altertümlichen, nicht ganz durchdachten Worten bekannten, unsere Kirche erschöpft. Sie war uns weit mehr, sie war die göltige, warme, heimatliche und heilige Hülle für unser Dasein. Wir lebten in ihr, wir standen in der Flut des Kirchenjahrs, gewiß nicht als bigotte Leute, die wir nie waren und die man bei uns belächelte und etwas verächtlich betrachtete, wir lebten in aller Selbstverständlichkeit in ihr, auch diejenigen, die sich den Dogmen gegenüber abweisend verhielten; ja, ich gebe zu, angesichts des Dogmas müssen die meisten von uns als seltsame Lutheraner erscheinen.

Dem Sein nach aber waren wir - es sei ohne Überheblichkeit festgestellt - wahrhaft lutherisch. Mancher neuzeitliche Protestant, der mehr christlich philosophiert als christlich lebt, wird dazu den Kopf schütteln. Es kam bei uns nicht auf Worte und Gebetsgesten an, eher wären unsere Werke zu erwähnen, was nun freilich wieder ein anfechtbarer Hinweis ist, doch darf nicht verschwiegen bleiben, daß Hilfe für den Nebenmenschen bei uns eine Tugend war, so natürlich geübt, daß man wenig Aufhebens davon machte. Jeder, der der Kirche angehörte, beanspruchte, daß sie ihn nicht vergaß, wenn es ihm übel erging. Kein Laie und Pfarrer durfte sich da verweigern. Unser Kirchensteueraufkommen nach selbst bestimmter Veranlagung übertraf ^{alle} ~~jeden~~ Vergleiche und ermöglichte die Erhaltung eines ausgedehnten, hochwertigen Schulwesens aus ~~völlig~~ eigener Kraft. Er war die Kirche eines kleinen deutschen Stammes, umgeben von Fremden; Leib und Seele einer in sich gefügten Gemeinschaft. Deutsch und evangelisch deckten sich in ihr so nahtlos, daß selbst die wenigen deutschen Katholiken unter uns, sich oft auf unseren evangelischen Friedhöfen begraben ließen; sie wollten nicht zwischen Madjaren liegen. Mag es immerhin eine nationale Befangenheit gewesen sein; ^{aber} damit kommt man dem Kern nicht nahe. Die siebenbürgische Glaubensfreiheit führte Menschen verschiedener Zunge zur Eintracht, was nur möglich war, wenn alle ihr Nationalgefühl nicht verrieten und das Volkstum der anderen achteten; und das geschah, unbeschadet der häufigen politischen Streitigkeiten, im Alltag der Massen durch- ^{uns} ~~wegs~~ und gerade dort, ^{um Gottes} wo die Kirche ~~hinein~~ spielte.

Wer es nicht erlebte, wird es kaum nachfühlen, wie diese Evangelische Landeskirche ~~der Deutschen Siebenbürgens~~ den Weg all ihrer Glaubenskinder von der Taufe bis zum Tränenbrot durchseelte. Es sei wiederholt: bigott waren wir nicht. Wenn ich in Deutschland einer Konfirmation beiwohne, fällt mir stets auf, wie die Kinder geduckt und starr vor den Tisch des Herrn treten; die Mädchen sind schwarz gekleidet, während sie bei uns auf dem Lande mit Blumensträußchen in bunter Tracht, in den Städten schneeweiß und erhobenen Hauptes vor dem Altar stehen; es ist ja ihre Kirche, der sich zu weihen Freude bedeutet; nur beim Gebet senken sich die Köpfe. Man war im Gotteshaus daheim, man trug sich frei und ohne Zeichen der Zerknirschung, die scheinheilig erschienen wäre, und all das hatte überwältigende Würde.

Unsere Ahnen bauten diese Gotteshäuser in den Dörfern zu befestigten Kirchenburgen aus und überdauerten in deren Schutz dreihundert Jahre Türkennot. Und wie die Kirche hier den Leib sicherte, so umschlang sie mit den Bruder- und Schwesterschaften von jeher die ganze Jugend. Es waren Verbände, die sich unter Aufsicht der Pfarrer nach alter Regel selbst verwalteten und Burschen und Mädchen in die Zucht der Gemeinschaft nahmen. Auch hier fehlte jegliche Bigotterie. Nachbarschaften verbanden

die Erwachsenen von Haus zu Haus, auch hier mit Beteiligung der Kirche. In jedem Verein arbeiteten Geistliche mit, zumal in den Dörfern, ~~sehr~~ oft als Vorsitzende, wobei sie freilich von der Sache etwas verstehen mußten. Auch in allen politischen Körperschaften war die Kirche vertreten. Und so verlief jegliche Äußerung der Allgemeinheit im Zusammenwirken mit ihr. Die kirchliche Selbstverwaltung oblag vorwiegend den Laien. Darum galt es als Ehre, in die Gemeindevertretung, ins Presbyterium (den geschäftsführenden Kirchenrat) oder gar ins Landeskonsistorium gewählt zu werden. Als mich die Kronstädter Jugend gegen Widerstände der "Alten" ins Presbyterium brachte, rechnete mir ein Greis entrüstet vor, daß mit mir seit vierhundert Jahren zum erstenmal wieder ein nur knapp Dreißigjähriger dieser Auszeichnung teilhaft geworden sei.

Im Strom einer längst ~~fast~~ naturhaft wirkenden Tradition von unerschütterlicher Lebendigkeit gewährte sich den kirchlichen Amtsleuten und den Pfarrern, wenn sie nicht gänzlich ~~ungeeignet~~ ^{unabhängig} waren, ein hohes Maß innerer Sicherheit. Verkrampfungen bemerkte man selten. Das Menschliche hatte seinen heiter geduldeten Platz. Niemals fand ich anderswo so zahlreiche Geistliche, die ihre Schwächen fröhlich verlachen konnten und mit der Überlegenheit ihres täglich als notwendig erwiesenen Amtes selbst die tausend spöttelnden Anekdoten des Volkes über den Pfarrstand weiterzählten, ohne sich im mindesten zu schaden. Ein Zug der Aufgeschlossenheit, der gegründeten Stärke war das Merkmal dieser Kirche, die so viel Würde hatte, so viel Farbe, so viel Innigkeit und so viele Persönlichkeiten. Es gehörte zu ihrem Los, daß ~~ihre~~ ^{die} begabtesten Sachsen in jungen Jahren stets an ihr herumkneteten, um dann bald ihre tragende Ordnung zu begreifen. Mancher eifrige ~~Geistliche~~ ^{Geistliche}, wenn er von der Universität noch etwas naß hinter den Ohren war, meinte ihr mehr Religiosität einimpfen zu müssen, aber ihre lebendige Christlichkeit war geformt, echter als dialektischer Überschwang. Noch heute erfaßt mich ein Schauer der Ehrfurcht, wenn ich an die Gottesdienste in der Schwarzen Kirche zu Kronstadt denke, an das Brausen der Choräle im riesigen Schiff, über dem von den Emporen die Teppiche herunterglühen, die einst die reisigen Kaufherrn ^{en} aus dem Morgenland als Opfergaben heimbrachten, dieselben Kaufleute, die vor der Fahrt ins Ungewisse ihre Schwerter durch die tiefen Rillen an den Portalen streiften, um den Segen ihrer Kirche mitzunehmen. Nie hörte ich das Lutherlied gewaltiger klingen als dort im südöstlichsten gotischen Dom, dem größten Gotteshaus zwischen Wien und Konstantinopel.

Der Bildungsstand des Klerus war hoch. Schon vor der Reformation mußte jeder Pfarrer studiert haben. Geistliche brachten den Humanismus in diesen Teil Europas und sie schufen in protestantischer Bekehrungsfreude den Rumänen deren Schriftsprache. Sie errichteten bereits im 15. Jahrhundert bis ins letzte Dorf hinaus Schulen, in den Städten Gymnasien, so daß zu-

erst auf der Welt bei uns ein geschlossenes Volksschulwesen entstand; auch der Schulzwang ist unter den Sachsen Siebenbürgens ^{früher als in} vor Deutschland durchgeführt worden. Weltverständnis und Kenntnisse der Geistlichen wurden ^{wohl} dadurch entschieden gefördert, daß fast jeder zunächst eine Zeitlang Gymnasiallehrer sein mußte, ehe er in eine Pfarre gewählt wurde. Dann aber sog in die Gemeinde ein. Wehe dem, der sie enttäuschte! Die Ersten des Presbyteriums, der Kurator und die zwei Kirchenväter, standen ihm ^{mit} beiseite. Der einfrige Anteil aller Bürger an kirchlichen Dingen, zu denen immer als Augapfel der Sorgen die Schulen zählten, war eine ständige Prüfung für ihn und ^{für} auch die Pfarrerin, denn als "Frau Mutter" leitete sie den Frauenverein und sah in der weiblichen Jugend nach dem Rechten. So befruchteten sich Volk und Kirchendienst in spannungsreicher, schöpferischer Vereinigung, die gemeinsames Handeln, Leben und Streben zeugte. Pfarrer sammelten unsere Sagen und Märchen, schrieben unsere Volkskunde und Geschichte, führten gelegentlich sogar die politischen Geschicke.

Bis ins letzte Jahrhundert, solange der Zehnte sie ^{lieferte} nährte, waren sie mit Einkünften wohlbedacht. Manches Pfarrhaus glich einem Schloßchen. Später aber, als die Besoldung kärglicher wurde und nach Enteignung ausgedehnter Kirchengründe durch die ^{unmännliche} Bodenreform, die ^{des Jahres} Rumänien 1922 vornahm, oft monatelang ausblieb, verwandelte sich der einst herrenhafte Zuschnitt ihrer Lebensführung ins recht Bescheidene, ja sogar ^{fallweise} stellenweise in Armut. Ihre wirkende Stellung büßten sie dadurch nicht ein. Heute freilich gebietet die östliche Welt über die 175.000 siebenbürgischen Deutschen, die noch in der Heimat sitzen; es erübrigt sich, die Mühsale ihrer Kirche nachzuzeichnen, die, auf die Seelsorge beschränkt, nun schwerere Aufgaben unter trüberen Verhältnissen als je zuvor erfüllt.

Matthias Claudius gab seinem Sohn Johannes in dem herrlichen Brief vom Jahre 1799 den Rat: "Bleibe der Religion Deiner Väter getreu und hasse die theologischen Kannengießer!....Nicht die frömmelnden, ^{aber} die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet."

Es gab berühmte Kanzelredner in der siebenbürgischen Landeskirche; immer berührten sie die Herzen dann am tiefsten, wenn sie, was eine besondere Fähigkeit unserer Geistlichen war, ihr Wort der Sprache des Volkes entnahmen. Ich begegnete vielen Flüchtlingen aus meiner Heimat, die darüber klagten, daß die Prediger in Deutschland ihnen nicht an die Seele greifen könnten; sie seien zu abstrakt; sie hätten zu wenig Liebe. Diese Kritik versteht nur, wer in einer Volkskirche aufwuchs, die von kindauf ihren Angehörigen ein treuer Begleiter, ein Stab der Seele und praktischer Helfer im Alltag ist und dabei ^{aus} der Mitarbeit jedes Einzelnen Kräfte zieht. Ihre Atmosphäre ist wie die eines reineren Elternhauses. Ich entsinne mich eines

siebenbürgischen Pfarrersn, der mir sagte, er fürchtet den Teufel weniger als die Theologen, denn es sei sein Auftrag, nicht über das Christentum zu reden, sondern christlich zu sein. Nehmt alles in allem: wie die Mahnung des Matthias Claudius auf das Beste der siebenbürgischen Landeskirche zutrifft, so auch dies: sie war und ist eine Kirche des natürlichen christlichen Seins, himmelweit entfernt vom theologischen Kannengießen, ein Ärgernis für gewisse Schriftgelehrte, die bekanntlich Christum gekreuzigt haben. Erdnah ist sie und vom Herzen her gottgehorsam.

Es lag große Gnade auf ihr, denn ohne ihr Werk hätte ein deutscher Stamm im Meer der Fremde am vorderster Wall des Abendlandes nicht 800 Jahre lang bis zum heutigen Tag bestehen können, und ohne ihre geistige und geistliche Hilfe wären diese Deutschen, deren Sendung es ist, im Südosten die europäische Lebenswelt zu verbreiten, gescheitert.

umy zinn Tjaden antros Nollere und befruchtete